

Berliner
Federzeichnungen.

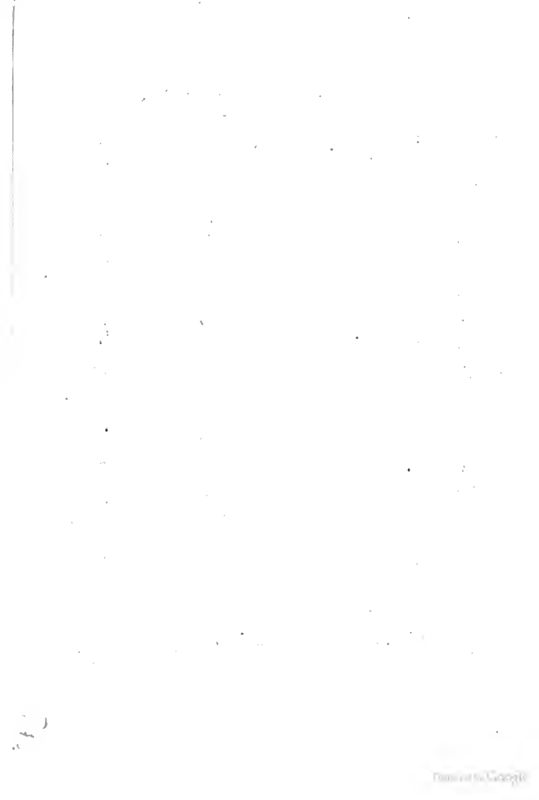
Von

E. Kossak.

II.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.

Digitized by Google



Berliner Federzeichnungen.

II.

Digitized by Google

Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

II.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Der Heirathsgarten.

Schon häufig waren mir, wenn ich im Rohrstuhl vor meiner Thür saß, viele übergehende Mannspersonen und Frauenzimmer aufgefallen, deren Aussehen mir, geradezu gesagt, etwas verdächtig erschien. Unmöglicher Weise konnte ich sie in die Tabellen schreiben, welche ein, Abends regelmäßig an der Landstraße sitzender, und seine Brüder und Schwestern genau besichtigender Mensch, allmählig angesammelt und in seinem Gedächtniß verzeichnet hat. Die erwähnten Herren und Damen, wie ich mich höflicher ausdrücken will, hatten kein gewöhnliches sommerliches Aussehen, sie glichen nicht den alltäglichen, etwas nachlässig gekleideten Spaziergängern, auch lag in ihrer Haltung etwas Absichtsvolles, Ernstes und Nachdenkliches, fast möchte ich sagen Feierliches; sie verdienten eigentlich „Galamannspersonen" und „Galafrauenzimmer" genannt zu werden. Unverkennbar lag in Allen eine höhere Tendenz, als die des alltäglichen Spazierengehens. Man kann es kleinlich finden, allein ich räume ein, daß mich diese Species beunruhigte. Und durfte ich schließlich nicht be-

Digitized by Google

unruhigt werden? war denn meine Begierde, die wesentliche Beschaffenheit dieser vorübergehenden Geschöpfe gründlich kennen zu lernen, und meine Erfahrungen zu vermehren, etwa unedler, als die anderer Naturforscher, z. B. des Engländer Lewes, der selbst mühselige Reisen machte und erkleckliche Beschwerden ertrug, nur um verschiedene kleine gallertartige Meerungeheuer kennen zu lernen? Sollte ich nach eingezogenen Erkundigungen und gemachten Erfahrungen nicht wenigstens das Recht besitzen, einen Artikel über meine Entdeckungen zu schreiben, wenn der Engländer über die seinigen ein dickgeschwollenes Buch herausgegeben hatte? Mein Entschluß stand fest; ich wollte das Geheimniß ergründen.

Am nächsten Abende suchte ich auch meinem Aeußeren etwas Tendenziöses, Anziehendes oder selbst Anzügliches zu geben, ich steckte eine rothe Nelke in das linke Knopfloch, wie ich sie an vielen Galaherren bemerkt hatte, ich gab meinem, sonst lebensmüde herabhängenden Schnurrbart einen böswilligen Aufschwung und ließ es mich ein Paar neue Handschuhe kosten. So mit dem Feierkleide angethan, trat ich in die Fußtapfen eines eben vorübergehenden älteren Herrn, der augenscheinlich zu dem erwähnten Chorus gehörte. Er trug gleichfalls eine rothe Nelke im Knopfloch, erinnerte mich aber an eine Kröte der jugendlichen Vergangenheit, welche die Freundin eines meiner Studiengenossen war, der wegen eines Duells auf der Festung saß, und seinen Umgang auf einige, ihn zuweilen besuchende Berliner, und jenes angenehme Geschöpf, eingeschränkt sah. Ich könnte noch heute heiße Freudenthränen vergießen,

wenn ich an jene gesellige Kröte denke, wie sie stets in der Dämmerung unter einem morschen Wasserfaß an der Dachrinne hervorkam, langsam und gemüthlich vor uns auf- und abwatschelte, und sich an den Tönen einer Ziehharmonika höchlich zu ergötzen schien, welche der abgestrafte Duellant mit Virtuosität spielte. Wir liebten beide die Kröte, weil sie einen so graziös tändelnden Gang hatte, uns so treu und ergeben anblickte, und ohne Falsch war, ja wir fluchten den Dichtern, den großen Shakespeare nicht ausgenommen, da sie durch ihre phantastischen Verse so viel dazu beigetragen hatten, ein solides bürgerliches Thier ohne schädliche Eigenschaften und mit geselligen, wenngleich zurückhaltenden Manieren, bei der Menge für immer zu verdächtigen.

Nicht so viele Zeit, als ich bedurft habe, diese melancholische Betrachtung niederzuschreiben, war ich hinter dem krötenartigen dicklichen Herrn einhergegangen, als er vor der Thür eines öffentlichen Lokales anhielt, den Geldbeutel zog, ein kleines Entrittsgeld zahlte und eintrat. Das Lokal war ein allgemein bekanntes, durchaus anständiges, obgleich es von vielen ruhigeren Personen seiner steten Musikübungen wegen gemieden wurde. Andere dagegen zogen es der unaufhörlichen Concerte halber allen übrigen Gärten vor. Auch heute sollte eine Musik und zwar eine sehr klassische gemacht werden. Dieser Umstand beruhigte mich, ich zahlte das Eintrittsgeld und folgte dem Dicken. Allein schon nach wenigen Schritten entdeckte ich, daß meine Absicht, vielleicht mit ihm gemeinschaftlich den Thee einzunehmen, und etwas über seine aparte Art zu erfahren,

vollständig vereitelt werden würde. Der dicke Herr schien nicht geneigt, sich zu setzen, er wanderte vielmehr von Tisch zu Tisch und suchte nach Bekannten, die noch nicht anwesend waren. Ich überließ ihn daher seinem Schicksal, setzte mich in einen Winkel in den Schatten eines eben majorenn gewordenen Kastanienbaumes und musterte die Gesellschaft.

Sie bestand aus vielen Personen von jenem freundlichen und eleganten Anstrich der Bevölkerung einer großen Stadt, um so mehr fielen die erwähnten Galamenschen auf, die höchst auffallend hervorstachen. Diese niederschlagende Beobachtung veranlaßte mich, sofort die Nelke aus meinem Knopfloch zu entfernen, den Schnurrbart niederzustreichen, und dann erst mit beruhigtem Gemüthe meine Studien fortzusetzen.

Die von mir erwähnten räthselhaften kleinen Trupps bestanden vorläufig größtentheils aus Frauenzimmern, und zwar in der Weise, daß auf ein älteres Wesen stets zwei bis drei jüngere Damen gerechnet werden konnten. Die Alten trugen ein Streben nach Gediegenheit zur Schau, rauschten mit seidenen Kleidern und hatten ihre edlen Häupter mit feinen Spitzenhauben oder italienischen, aber einfach garnirten Hüten bedeckt. An den Händen bemerkte man bei den meisten keine Handschuhe, da sie glänzende, hier und da selbst mit edlen Steinen besetzte Ringe zeigen wollten, und mit den Fingern, so weit es der Anstand erlaubte, in der Luft umherschwenkten.

Suchten diese ehrwürdigen Mütter und Tanten den Wohlstand und die behäbige Ruhe des Familienlebens

symbolisch auszudrücken, so bemühten sich ihre Töchter und Nichten dagegen um eine verführerische Darstellung der anmuthigen Freuden und der ästhetischen Seite der Häuslichkeit weiblicher Wesen. Aus ihrem Betragen und ihrem Aufputz ließ sich vollständig errathen, worin ihr Ideal eines vollkommenen, und poetischen Mannsbildern begehrenswerthen Frauenzimmers bestehe. Sie hatten sich sämmtlich in weite Crinolinen gesteckt und diese außerdem durch einen Behang von hellfarbigen leichten Stoffen so aufgebauscht, daß bei den ringsum brennenden Cigarren die Feuersgefahr für sie nicht gering war. Ihre Schultern und Arme waren hinreichend entblößt, um die Gesundheit und gediegene Anlage ihre Carnation erkennen zu lassen, die Taillen aber mit einer Gewalt eingepreßt, die nicht durch menschliche Muskeln allein, sondern durch Dampfmaschinenkraft erreicht sein konnte. Für den eingeweihten Zuschauer war es ungemein lehrreich, zu sehen, auf welche mannigfaltige Art diese Töchter der großstädtischen Civilisation die Aufmerksamkeit des starken Geschlechts auf sich zu ziehen bemüht waren. Denn ich hatte bereits erkannt, daß es sich hier um eine jener geselligen Zusammenkünfte behufs Anbahnung erotischer, aber durchaus sittlicher Bekanntschaften handelte. Einige junge Frauenzimmer stellten mit großen Stickereien, an denen sie mit eisernem Fleiß und ohne aufzublicken nähten, den häuslichen Fleiß dar, Andere schenkten mit vielem Geräusch und niedlichem Gebehrdenspiele den Kaffee ein, oder reichten den Kuchen umher, und wollten wohl für liebenswürdige Haushälterinnen gelten, noch Andere wedelten kokett

Digitized by Google

mit Fächern und besahen ihre Gesichter und Frisuren in Handspiegeln, oder guckten durch Augengläser nach dem Orchester und gaben sich Kennermienen. An einem besonderen Tische beschäftigte sich eine sehr zierlich angeputzte, nicht mehr allzu jugendliche Dame mit einem etwas schlagflüssigen Gentleman. Sie sah aus, als wäre sie fähig, einen ähnlichen, aber noch heirathslustigen Greis mit ihrer Hand zu beglücken, seine letzten Tage durch ihre Pflege zu verschönern, und ihm sanft die Augen zuzudrücken, dann aber seine Erbschaft anzutreten. Ein Frauenzimmer mit einer blauen Brille und einem beinah dezemberartigen Federhut aus Filz, las sogar in einem Roman und wurde bei dieser Beschäftigung von einem bejahrten drachenartigen Blaustrumpf bewacht. Womit sie sich aber auch beschäftigen mochten, auf den Gesichtern aller lag das deutliche Bewußtsein, unwiderstehlich zu sein und mit zweischneidigen Pfeilen die ringsum pochenden Männerherzen zu durchbohren. Ebendeshalb betrübte es mich als vernünftiges männliches Wesen, wenn ich diese großen Irrthümer der Speculation wahrnehmen, und die gänzliche Unkenntniß der Ansichten und Wünsche unseres Geschlechts beklagen mußte.

Die mit dieser Gilde correspondirenden Herren faßten die Sachlage minder pathetisch und ernsthaft auf. Auch unter ihnen vermochte ich nicht, einen Jüngling oder Mann zu entdecken, der eigentlich ein heirathsfähiges Air an sich trug. Die Damen sind in diesem Punkte freilich allein competente Richterinnen, wenn ich mir jedoch ein Urtheil erlauben darf, so hätte ich als gesundes und junges

Frauenzimmer kaum einen der umhertrippelnden und tänzelnden Heirathscandidaten mit meiner Hand, sondern höchstens mit einem Tritt meines Fußes beglückt. Die Mehrzahl dieser Herren erfreute sich jenes vorgeschrittenen Lebensalters, in welchem ein von den ersten Zähnen an richtig lebender Mensch eher dafür sorgen muß, Enkel, als Kinder zu erhalten, in welchem der gemäßigte Blutumlauf mehr zur Philosophie erzieht, als die Leidenschaften anfacht, und die Gebisse den Weg der Haare zu gehen pflegen, so daß für beide passende Stellvertretung gesucht werden muß. Außer der körperlichen Reife, die ja keinem Sterblichen zur Schande gereicht, zeigten die Herren aber noch viele andere Eigenschaften, hinsichtlich derer sie von jedem Satyriker zur strengsten Rechenschaft gezogen werden konnten.

Fast durchgängig zeigte sich an ihnen jenes unbeschreibliche Etwas des Benehmens, welches einen bereits erlittenen Schiffbruch an irgend einer wichtigen, aber klippenreichen Küste des Lebens verkündet. Dieser große stattliche Herr mit den ungeheuer dreisten Augen, den vielfältigen goldenen Uhrketten und blanken Behängseln daran sieht zwar nicht aus, als ob er auf der Bank der Angeklagten gesessen hätte, allein eine solche Sicherheit des Blickes erwirbt der Mensch auch nicht im schlichten geselligen Verkehr und glatten Geschäft, ein solches Auge hat sich in der Opposition gegen allerlei conservative alte Dinge zugespitzt, es ist das Auge eines Kämpfers gegen Besitz, Persönlichkeit und Rang, es versteinert alle schamhafte bürgerliche Tugend, die ihm unversehens entgegentritt,

und schmettert mit seinem Kreuzfeuer den Neuling vernichtend zu Boden. Der kleine Mann mit den listigen blauen Augen ist leichter zu begreifen und erklären; er hat einfach das unvergleichliche Talent, alle drei Jahre einmal zu falliren und eine forcirte Kunstreise in das Ausland machen zu müssen. Der ganzen Geschäftswelt ist dieser begabte Jüngling kein Geheimniß mehr, wenn gleich den beiden mündigen Jungfrauen mit ihrer tauben Mutter, an welche er sich soeben heranschlängelt. Dort geht ein kleiner Herr, wenig über vier Fuß hoch, und von einer frappanten Aehnlichkeit mit einer braunen Baumwanze, die auf dem Rücken, aber mehr nach dem Ausläufer hin, ein gelbes Siegel trägt, so dreieckig, so verdutzt langsam auf den Beinen, so übelriechend erotisch parfümirt ist der Herr mit seinem, hinten weit aus der Fracktasche hängenden gelbseidenen Taschentuch. Wenn ich aus dem Exterieur auf Beruf und Charakter, Sinnesart und Gewohnheiten, einen Schluß wagen darf, mag dieser Herr Buchhalter in einem großen Geschäft sein und den größten Theil seines Lebens alte abgelegte Röcke mit durchgeriebenen Aermeln getragen haben. Er schreibt täglich hinter einem, inwendig mit gestreiftem Papier beklebten Schirm, und hat seit fünf und zwanzig Jahren immer links um die Ecke desselben geblickt. Zu seinen Liebhabereien gehören neue Kartoffeln und abendliche Fußbäder mit Senf. Jetzt ist in ihm der Trieb nach Häuslichkeit erwacht und er beabsichtigt, sich mit Bewilligung seines Herrn Chefs und einer gewährten Zulage zum Gehalt, zu verheirathen.

Digitized by Google

Wenn jener betagte Jüngling mit der hohen dünnbewachsenen Stirn am Arm des untersetzten Kavaliers nicht ein hoffnungsloser Privatdocent ist, den der Cultusminister noch nicht entdeckt hat, und der sich durch eine reiche Frau vor dem Hungertode zu retten gedenkt, wollen wir uns zur Zahlung einer kleinen jährlichen Rente an ihn verpflichten. Dagegen ist der Fünfziger dort, der mit zwei alten Tanten plaudert und das neben ihnen sitzende, zwar blonde, aber doch etwas scharfäugig blickende Turteltäubchen im weißen Kleide so arretirungslustig anblickt und dazu mit abgekauten Nägeln auf den Tisch trommelt, ein Polizeicommissarius aus einem anderen Orte, der nach der Residenz gekommen ist, sich eine begüterte, wenn möglich auch junge hübsche Frau zu holen. Kurz die Herren gehören in die Klasse jener Sterblichen, für welche die Liebe nicht die Blüthe des Lebenslenzes, sondern die verkümmerte Aster des Herbstes, wenn nicht gar das zum Einheizen bestimmte Knüppelholz des Winters genannt werden muß.

Unter den älteren Herren tauchten auch einige wirkliche Jünglinge auf. Es hätte meinem Gemüthe, der alten poetischen Vorurtheile halber wohlgethan, falls die Vertreterinnen der Damenwelt diesen Jünglingen einige Aufmerksamkeit geschenkt hätten, allein das Vorhandensein derselben wurde kaum beachtet, sie schwärmten gleich schnöden Kohlweißlingen umher, gemeinen Schmetterlingen, nach denen sich kein Arm eines Sammlers, kaum das leichte Netz eines Schuljungen ausstreckt. Die Jünglinge mochten Candidaten jenes nützlichen Standes sein, der die

Digitized by Google

nothwendigen Bedürfnisse des modernen civilisirten Lebens der Bürgerschaft im Einzelverkauf überläßt, und dem der unverbesserliche und undankbare Sprachgebrauch denselben Namen beigelegt hat, wie einer verhaßten philosophischen Schule des vorigen Jahrhunderts. Ihre Hände, die sie so bald als möglich von den gelben Glacéhandschuhen zu befreien suchten, zeigten nämlich die bekannten, vom Winter zurückgelassenen Spuren des Frostes, von welchem die leiblichen Extremitäten aller Materialisten so viel zu leiden haben. Sie bewegten ferner die Arme mit jenem leichten Schwunge, den man nur durch jahrelange Gymnastik an Ladentischen erwirbt, und dufteten nach dem durchdringendsten aller sogenannten Wohlgerüche, nach Moschus, woraus deutlich hervorging, daß sie die heimlichen Nachwirkungen ihrer Handelsartikel auf das Geruchsorgan, ich irre wohl nicht, wenn ich den Häring aller nordischen Nationalitäten besonders hervorhebe, auf eine nach ihren Vorstellungen angenehme Weise den Nasen der Schönen verbergen wollten. Ihre Kleidung war nach dem neuesten Schnitt unseres gefallsüchtigen Zeitalters gewählt, aber doch durch eine Beimischung phantastischer Elemente etwas karrikirt. Für den gebildeten Geschmack unglücklich in der Wahl der Farben und Muster, erinnerten sie an die Kakadu's des zoologischen Gartens, erhoben sich jedoch nicht zu der zeitweiligen plastischen Ruhe dieser Vögel einer wärmeren Zone. Einigermaßen beruhigte mich, daß wenigstens eine kleinere Damenfraction den telegraphisch mimischen Zeichen der jungen Herren einige Aufmerksamkeit schenkte. Sie bestand aus denjenigen Schönen, welche

Digitized by Google

sich vor allen Andern durch einen ungewöhnlichen Appetit auszeichneten, ansehnliche Napf- und Kranzkuchen, Bretzeln und Zuckerzwiebäcke mitgebracht hatten, und sich selbst, unbefangen genug damit nudelten. Die Erklärung des psychologischen Zusammenhanges geht über meine Kräfte, ich führe daher nur die Thatsache an, und sage, daß ihre Augen fortwährend zwischen den hübschen Materialisten und dem reichlichen Backwerk hin- und hergingen.

Inzwischen hatte das Orchester eine der Ouverturen zu Beethovens Lenore beendet, und ich verließ meinen Platz, um wenigstens einen der anwesenden Freiwerber zu sprechen und die nothdürftigsten Erkundigungen über das Geschäft einzuziehen. Das Glück wollte wir wohl und ich fand an einem kleinen Tische einen Sitzplatz leer; auf dem gegenüberstehenden Stuhle hatte der Herr, welcher mich durch Figur und Wesen an eine braune Baumwanze erinnert, Platz genommen. Ich bat um Erlaubniß, ihm Gesellschaft leisten zu dürfen, und wurde sehr freundlich aufgenommen. Wie man doch einem guten Menschen Unrecht thun kann, wenn man leichtsinnig, gleich nach den ersten flüchtigen Blicken, ein dreistes Urtheil über ihn zu fällen wagt! Da hatte ich diesen alten Herrn mit dem gelbseidenen Taschentuchzipfel, das Ebenbild einer Baumwanze genannt, weil mir die seltsame Starrheit seines eckigen Leibes und die dünnen Aermchen und Beinchen das erwähnte Insect vor das innere Auge geführt; bei der mündlichen Unterhaltung sah ich wohl ein, daß ich hätte sagen sollen: Bettwanze, denn der braune Mann entwickelte sofort eine unangenehme Eigenschaft, welche

dem Menschen dieses gesellige Hausthier so verhaßt zu machen pflegt. Um das näher zu erklären, lasse ich unsere Unterhaltung folgen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann ich das Gespräch, „ich bin hier fremd und möchte gern Auskunft über die vielen jungen Herren und Damen haben, die ich hier in großem Putz erblicke." Der lügenhafte Ausdruck „junge Herren" brachte die beabsichtigte beste Wirkung hervor. Der Braune sah mich starr, aber freundlich an, faßte dann mit beiden Händen seinen Stuhl unter den Sitz und rückte so nahe an meine Seite, daß ich von seinem betäubenden Parfüm und nicht allzu angenehmen Athem sofort fast ohnmächtig wurde.

„Also Sie sind fremd hier," sagte der Alte, „ja dann können Sie freilich nicht wissen, daß das so zu sagen unsere Heirathsbörse ist — Hi hi hi!"

„Heirathsbörse?" fragte ich, so unschuldig als möglich.

„Nun ja, Heirathsbörse," meinte er und suchte mir noch etwas näher auf das Glacis meiner Persönlichkeit zu rücken. „Wenn ich sage: Heirathsbörse, so meine ich einen Ort, wo man ganz anständig und besonnen zusammenkommt und die angebotene Waare genau in Augenschein nimmt."

„Ich sollte meinen, dazu eignete sich der Kreis der Familie ungleich besser."

Der Alte schüttelte den Kopf, die starren Augen immer auf meine Nase geheftet, so daß mich ein heftiges Kribbeln darin befiel, und sagte: „Daran erkennt man, daß Sie wirklich ein Fremder sind. Familienkreis — als

ob hier in Berlin Jeder in einen Familienkreis käme, oder als ob hier jeder Familienkreis Einen bekäme!"

„Wollen Sie sich nicht etwas deutlicher erklären?"

„Warum denn nicht? Mein guter Herr, hier in Berlin kann ein Junggeselle ein Vierteljahrhundert leben, ohne daß es einer Familie, mit welcher er gern bekannt sein möchte, einfällt, ihn einzuladen. Er geht um sie herum, wie der Fuchs um einen Hühnerstall, aber man läßt ihn nicht hinein. In unserer Stadt lauert Einer dem Anderen, und Eine der Anderen auf das Schönste auf, und die Eltern, wenn sie erwachsene Töchter haben, fürchten nichts mehr, als das Gerede!"

„Sollte das hier wirklich ärger, als an anderen Orten sein?"

Der Alte schien an meinem gesunden Menschenverstande verzweifeln zu wollen, so wild starrte er mich mit seinen Glasaugen an, dann fuhr er fort: „Hier wird gleich aus einer Flaumfeder ein ganzer Federbusch gemacht, der gute Ruf eines Menschen gilt hier nicht mehr als eine Seifeblase, sie lassen sie anschwellen, bis sie zerplatzt, Gott im Himmel, was hängen die Leute einander an! Ich will nichts sagen, aber es ist schon vorgekommen, daß einem armen Mädchen, das vor der Hausthür bei hellem Tageslichte mit einem Burschen gesprochen hat, nichts Geringeres, als Kindesmord angeredet worden ist." Dabei machte er ein Gesicht, als ob er einmal in seinem Leben der Bursche eines so unglücklichen Mädchens gewesen wäre. Wirklich kam auch etwas Aehnliches, wenn schon Geringeres, zum Vorschein.

„Mich selbst haben sie einmal," murmelte er in seinen Halskragen, „in der Vossischen Zeitung mit einem Frauenzimmer verlobt, die ich nur ganz zufällig gesprochen und mit dem ausgespannten Regenschirm nach Hause gebracht hatte. Ich mußte öffentlich dagegen auftreten, und habe von den Brüdern des Frauenzimmers beinahe Schläge bekommen!"

„Dann scheint man also eine ungewöhnliche Leidenschaft zu haben, mündlich und schriftlich Heirathen zu stiften?"

„So ist es, Sie haben das klarer und richtiger, als ich ausgedrückt," sagte der Alte und rückte so nahe, daß ich ihn mit Gewalt etwas zurückschob. Die Eltern und Vormünder fürchten nichts mehr, als wenn unter den Leuten von Heirathen geredet wird, die später gar nicht zu Stande kommen, oder an die Niemand von vornherein gedacht hat. Deshalb suchen sie sich alle unbestimmten Junggesellen so weit als möglich fernzuhalten. Ein besorgter Hausvater kann gar nicht anders."

Aber er will doch auch seine Töchter verheirathen, sollte ich meinen!"

„Nun kommen wir auf den eigentlichen Punkt," rief mein Mann und tippte mit dem Finger telegraphisch wichtig auf meinen Rockkragen, „gewiß sollen die Töchter verheirathet werden, deshalb schickt er sie hieher. Sie halten diesen Garten doch für anständig?"

„Warum sollte ich ihn denn für unanständig halten?" sagte ich verwundert.

„Er ist anständig, sage ich Ihnen, höchst anständig, kein Mensch hat noch daran zu zweifeln gewagt," rief der

Digitized by Google

Alte mit einer Wuth, als wollte ich ein solcher zweifelhafter Thomas sein. „Sie scheinen noch keinen unanständigen Garten in Berlin zu kennen, wo italienische Nächte mit Tanz gefeiert werden, und am andern Morgen der Wirth alle mitten durch gebrochenen Bänke repariren lassen muß! Sobald es dunkel wird, ist dagegen in unserem Garten Alles zu Ende. Sie können ganz ruhig mit einer Mädchenpension hierher kommen. Aber was wollte ich sagen? Ja, die Väter schicken die Töchter mit den Müttern und Tanten her, oder begleiten sie selber. Es kommen ja noch viele andere Leute hieher und darüber kann doch nicht geredet werden, wenn eine Familie Concerte besucht und in einen Garten geht. Die Junggesellen ihrerseits kommen aber auch hieher, jeder zahlt sein Eintrittsgeld, lebt aus seiner Tasche, und so hat keiner sich selber und dem Nächsten etwas vorzuwerfen, es mag sich später zutragen, was da wolle."

„Was kann sich denn zutragen?" fragte ich neugierig.

„Ein Junggeselle z. B. soll unvorsichtiger Weise in eine Familie aufgenommen worden sein, und mehrere Jahre hindurch den Töchtern den Hof gemacht haben, ohne doch ordentlich um sie anzuhalten. Endlich bekommt er eine Anstellung in der Provinz und bleibt fort; der geprellten Familie aber wird klar, daß der vermeintliche Freier nur schweigende Liebe geheuchelt habe, um sich Abends regelmäßig satt zu essen. Der Hausherr entdeckt, daß es noch einer andern Familie mit ihm nicht besser gegangen ist. Rechnen wir nun ganz bescheiden auf das tägliche Abendbrot eines Mannes von dreißig Jahren nur

ein Viertelpfund Wurst oder Käse — solche Freier haben aber meistens einen nagenden wüthenden Appetit — so muß der Hausherr und Vater sich endlich doch sagen, daß die unter Blumen lauernde Schlange nach und nach drei bis vier Centner holländischen Käse oder Schlackwurst unter der Maske des stummen Liebesschmerzes verzehrt habe! soll der Mann sich etwa keine Vorwürfe machen?

„Sie haben Recht, mein Herr, das liefe wider göttliche und menschliche Gerechtigkeit — vier Centner Braunschweiger Wurst! welche Quantität, wenn man sie sich auf einem Tische denkt!"

„In einem öffentlichen Garten bezahlt der Junggeselle seinen Lebensunterhalt, und wenn er um eine Tochter nicht anhält, so hat er keinen Vater begessen, und kein Vater kann sagen: „„Seht, jener junge Mann ist mir zwischen siebenzig und achtzig Thaler für Elbinger Käse oder Wurst schuldig, Thee, Butter und Brod gar nicht gerechnet!"" denn dergleichen muß einen unverheiratheten Jüngling tief kränken."

„Alles vollkommen zugegeben, was Sie mir eben auseinandergesetzt haben," erlaubte ich mir, zu bemerken, „begreife ich nur nicht, wie die Parteien vor aller Augen, gleichsam am Lichte der Oeffentlichkeit, zum Ziele gelangen?"

„Da haben Sie ja eben die Macht der Oeffentlichkeit! Dadurch, daß man Jahr aus, Jahr ein, zusammenkommt, wird man mit einander bekannt. Jeder erfährt zuletzt, was das Mädchen einmal zu erwarten hat und was der Vater gleich mitgeben kann, welche Fehler und was für Vorzüge sie besitzt, wie stark die Familie ist, und ob es

einen Taugenichts unter den Geschwistern giebt. Will er nun anbeißen, so ist nichts leichter, als mit der Schönen und den Eltern bekannt zu werden; gefallen ihm die Verhältnisse nicht, so verschwindet er im Schatten, und das Mädchen ist durchaus nicht compromittirt."

Die Darstellung der Wanze gefiel mir. Wenn die Praxis auch einige lächerliche Seiten haben mochte; die Richtigkeit der Theorie konnte nicht bestritten werden.

„Werden denn auf diesem Wege viele Ehen geschlossen? fragte ich meinen Cicerone, der mir schon wieder bedenklich näher rückte. Er lächelte nur und zeigte nach einem benachbarten Tische, wo ein Herr und eine Dame ganz ehrenwerthen Ansehens mit zwei niedlichen Töchtern sehr aufmerksam der Musik zuhörten.

„Sind die beiden jungen Mädchen denn schon verlobt?"

„Bewahre der Himmel! wie können solche jungen Kinder schon verlobt sein, nein — die Eltern! — die Eltern haben einander hier kennen gelernt und geheirathet. Durchaus gute Partie gewesen! An den Töchtern sehen Sie auch, daß es eine glückliche Ehe gewesen sein muß."

Eben wollte ich meine vollkommene Billigung ausdrücken, als ich auf den Gesichtszügen meines wanzenartigen Unbekannten eine auffallende Veränderung bemerkte. Er starrte jetzt nicht mehr in mein Gesicht, sondern nach dem Eingange. Eine dem Angstschweiß gleichende tropfbare Flüssigkeit bedeckte seine Stirn. Da es eine Zähre der Trauer und der Freude giebt, kann der gute Mann auch vor lauter Wonne in Schweiß ausgebrochen sein. Unverkennbar näherte sie sich. Wenn ich die gute Wanze vor-

her in anderweitigem Verdacht gehabt hatte, war es ein großer Irrthum gewesen; erst jetzt kam sie, erst jetzt sah er sie. Sie war nicht jung, aber beleibt, und trug mehrere rosige Blüthen auf der Nase, die des zarten Weibes Vorliebe für ein geistig angefeuchtetes Frühstück andeuteten. Ihre Garderobe predigte häusliche Gediegenheit, in ihrem Auftreten lag die Sicherheit eines auf Coupons gestützten Charakters, eine hagere Alte mit hermetisch zusammengefallenen Kinnladen begleitete sie, als Truffaldino. Die Damen schritten auf unsern Tisch zu. Meine Gegenwart mochte dem jungen Liebenden anfangen unangenehm zu werden, ich verbeugte mich also und überließ das Paar seinem Glücke. Es war bereits einig und über die ersten Gefahren und Anfeindungen der Welt hinaus, welche jugendlichen Schwärmern zu drohen pflegen.

Ohne daß wir darauf geachtet hatten, war das Concert während unseres Gespräches beendet worden und ein großer Theil des Publikums bereits im Gehen begriffen. Der Mann mit dem bösen und scharfen Blick war verschwunden, der an Banquerott gewöhnte Schalk ließ sich nicht mehr sehen, nur der muthmaßliche Privatdocent schien eine wohlwollende und aufopferungsfähige Familie gefunden zu haben, der sich ihrem derb bürgerlichen Anstrich nach, keine gelehrte oder künstlerische Bildung nachrühmen ließ, die aber in reichlichem Maße allerlei Gebratenes hatte auftragen lassen, an dem der gelehrte liebesehnende Jüngling theilnehmen durfte.

Mir ward bei dem Anblick von Einigkeit wohl ums Herz, ich will dem Philosophen nur wünschen, daß diese

erste Mahlzeit im Schooße der Familie ihm nicht dereinst mit Gift und Galle aufgerechnet werden möge, wie es mir die Wanze so heimtückisch und schadenfroh geschildert hatte.

II.

Aus dem Künstlerleben.

Der Stand des Soldaten darf nicht nach der Pracht der Parade und der fröhlichen Aufregung des Bivouaks nach dem Manöver, der des Banquiers und Kaufmanns nicht nach dem Aufwande in den Wohnungen und dem Glanze der Equipage, die Lage des Künstlers nicht nach der Feierlichkeit der Kunstausstellungen, dem vornehmen Schweigen der Gallerien, den gedankenvollen und reservirten Museumsdienern beurtheilt werden. Die gröbsten Irrthümer entstehen in der Welt, weil die naive Mehrheit sie für ein massives Möbel und nicht für eine buntbemalte, mit Goldschaum und Politur plattirte Schaubühne ansieht, bei der es ein „hinter den Coulissen" giebt, eine ungeschminkte Jämmerlichkeit, welche bei näherer Untersuchung den Silberblick der äußerlich kunstvoll zurechtgelegten Erscheinung trübselig verdunkelt. Wir stellen aber diesen nicht zu bestreitenden Satz nur an die Spitze der folgenden Zeilen, wie ein munterer Walzercomponist irgend

ein paar melancholische Accorde vor den Anfang seiner munteren Melodieen setzt, und weil wir allein andeuten wollten, daß wir den Leser einen Blick in das Privat-skizzenbuch des Künstlerlebens thun zu lassen beabsichtigen.

Der erste Held der beiden Skizzen in Callot's Manier, die wir niederzuschreiben beabsichtigen, ist heute ein geachteter, und nach den bescheidenen Begriffen des Künstlerthums auch wohlhabender Mann; vor zehn Jahren war er das Gegentheil von Beiden. Er stammte aus einer nordischen Hafenstadt ab und verrieth frühe ein Talent für Landschafts-Malerei, doch fand er bei seinem Vater nur geringe Geneigtheit für die Ausbildung desselben; der verdiente Mann, ein gekupferter Seefahrer, hätte es vielmehr lieber gesehen, wenn sein Sohn eine Leidenschaft für den Seetransport von Heeringen, Steinkohlen, Theer und anderen, theils reinlichen, theils wohlriechenden Gegenständen des Handels entwickelt häte. Um ihn also für seine eigenen Liebhabereien zu gewinnen, wandte der Vater unseres Peter jenes einfache Mittel weiser und guter Eltern an, durch welches sie den Regungen der Natur entgegenzuwirken suchen; er prügelte ihn häufig und mit großer Kraftanstrengung, beraubte ihn aller Materialien zur Ausübung der Kunst und beschränkte das Maaß seiner Beköstigung auf ein Minimum. Es wird für immer unentschieden bleiben, ob die innewohnende Kraft des Talents, oder der Stock und beschränkte Speisezettel des seefahrenden Vaters Peter mehr angereizt haben, den Ort und die Atmosphäre zu wechseln; genug der verkannte und mißhandelte Landschaftsdilettant entlief an einem heitern Mor-

gen der Tragweite des väterlichen Züchtigungswerkzeuges und begab sich in eine nahegelegene Stadt zu einem Stubenmaler. Die unerwartete Flucht belehrte den Vater endlich von der unwiderstehlichen Neigung seines Sohnes, er genehmigte die Wahl seines Berufes, weigerte sich jedoch, die geringste Unterstützung zu zahlen, denn er theilte die nicht auszurottende Ansicht aller echten und wahren Philister, daß die Kunst eine Pflanze sei, die nur wild wachsen und durchaus nicht von der zärtlichen Pflege der Menschen berührt werden dürfe. Der denkende Vater sandte daher dem begabten Sohne seine Kleidungsstücke und Stiefeln, nebst einigen unentbehrlichen Documenten über seine Geburt und Familienverhältnisse, in die Stadt, doch fügte er nicht, wie ausgepichte Romanleser annehmen könnten, seinen Fluch hinzu. Als alter Seemann betrug er sich durchaus prosaisch, und verschwindet hiermit vollständig aus dem Gange der folgenden Ereignisse. Der Meister Peter's war ein Mann, der weniger freie Werke des Pinsels übte, als daß er aus großen Töpfen blühende Farben durch geschmackvolle Chablonen strich, und entzückende Arabesken den Wänden menschlicher Wohnungen einverleibte; ein solcher Künstler vermochte nicht, den strebenden Geist Peter's zufriedenzustellen. Nach Jahresfrist, und nachdem er alle Geheimnisse des Ockers, Saftgrüns, Indigos und Feuerheerdsrothes kennen gelernt, verließ er seinen Meister und begab sich nach Berlin, um in einem Atelier Anleitung für sein Streben zu finden. In Ermangelung aller Geldmittel begann er damit, einem wohlgesinnten Landschaftsmaler alle jene Dienste anzubieten,

welche mit der Schuh- und Kleiderbürste, dem Besen und dem Scheuerlappen geleistet werden können, und der edle Künstler hatte nichts dawider, wenn Peter in seinen Mußestunden die sogenannten Lectionen in dem Atelier belauschte und nach und nach eigene Versuche wagte. Das Talent des neuen Schülers imponirte ihm ebenso sehr, als der ungemeine Glanz, welchen er den Stiefeln des Landschafters zu verleihen wußte. Der Meister unterstützte ihn sogar durch abgelegte Kleidungsstücke, wirkte ihm Freitische aus, die Peter freilich durch Zeichnungen in Albums hinlänglich bezahlen mußte, und that für seine Ausbildung so viel, als er selber vermochte. Das unglückliche Verhältniß zwischen diesen beiden Naturen hätte wahrhaft ideal genannt werden müssen, wenn nicht bald ein Widerspruch in den künstlerischen Neigungen zu Tage gekommen wäre.

Der Meister war ein Mann der heiteren Weltansicht, er malte nur angenehme Gegenden mit zufriedenen Menschen und Thieren, fruchttragenden Bäumen und Feldern, reichlichen Gewässern, hellen leichten Wolken und wenigen Schatten, Peter dagegen schwärmte für die Nacht und ihre Schauer. Die harte Schule seiner Jugend hatte ihn frühzeitig ernst gestimmt, und Peter, der frechen Farben der Stubenmalerei satt, liebte nichts mehr, als den Einbruch der Dunkelheit, das Verglühen des letzten Sonnenstrahles und die Räthsel der Dämmerung abzubilden. Anfangs tadelte der Meister den melancholischen Jünger und suchte ihn auf einen andern Weg zu bringen, dann wurde er grob, und endlich entließ er ihn, wobei er na-

türlich den gewöhnlichen bösen Leumund hinter ihm hermachte, welcher im Gefolge jedes Künstlerbruches zu stehen pflegt. Die übrigen Zöglinge des Ateliers nannten den verbannten Freischüler den schwarzen Peter, weil er neben seiner Liebhaberei für dunkle Farbentöne noch einen Wald dichter schwarzer Locken auf dem Kopfe besaß, und thaten ihn feierlich in den Bann. So ward der schwarze Peter obdachlos, und da seine Renten nur in dem bestanden, was er gelegentlich durch einen glücklichen Verkauf an Kunsthändler erbeutete, seine Garderobe mehr für einen tropischen Sommer, als für den anbrechenden nordischen Winter eingerichtet war, und der Bestand an weißer Wäsche, der wichtigsten Empfehlung für einen nach Wohnungen suchenden jungen Mann, mehr einem Deficit glich; wollte es ihm nicht gelingen, in den weiten Mauern des lieblosen Berlin ein Unterkommen zu finden. Der schwarze Peter mußte zu dem äußersten Mittel energischer und zum Ausharren entschlossener Charaktere greifen, und in der Mitte des October eine Sommerwohnung miethen.

Am Fuße des Kreuzberges liegt ein älteres Gebäude, in welchem einst ein berühmter Philosoph den Sommer zubrachte, und wie man behauptet, den Grund zu dem Choleraanfall legte, welcher ihn vor der Zeit zum Kummer seiner, noch nicht bis zum gründlichen Verständniß vorgedrungenen Schüler hinraffte. An der Stätte, wo einst Hegel über das Absolute nachgedacht hatte, quartirte sich der schwarze Peter ein. Der Aufenthalt war für den Winter nicht angenehm, doch besaß der weite Raum, welcher Peter's Boudoir, Schlafzimmer, Empfangssalon

und Arbeitsgemach darstellte, etwas entschieden Atelierartiges. Das Licht zum Schaffen und Malen war vortrefflich, wäre es nur die Heizung, die Bekleidung, die Beköstigung und die Aussicht in die Zukunft gewesen.

Damals lernte ich den schwarzen Peter persönlich kennen und that einen tiefen Blick in die Leiden und Freuden eines jungen Künstlers, der mit glühendem Enthusiasmus an seinen Idealen festhält und entschlossen ist, ihnen Alles, ja sich selber zu opfern.

Ein junger Maler, ein Landsmann Peters, brachte mich zu ihm. Nach langem Schneegestöber war ein herrlicher Januarmorgen angebrochen, und wir beschlossen, den vereinsamten Künstler zu besuchen und uns zugleich an der belebenden Morgenluft zu erfreuen. Wir bogen vor dem Halle'schen Thor rechts von der Chaussee ab und wateten durch den tiefen Schnee zu der Wohnung des Landschafters. „Keine üble Wohnung für einen Nachkommen des Timon von Athen," sagte ich, mich im Hofe vor dem thurmähnlich gebauten Hause umkehrend und die beschneiten Häuser der Stadt, die stille weiße Fläche, und den von der Morgensonne angegoldeten aufsteigenden Rauch zahlloser Schornsteine betrachtend. Das letztere anmuthige Schauspiel veranlaßte mich zu der Bemerkung: „Der Schornstein Ihres Freundes raucht nicht!"

„Außer ihm wohnt ja Niemand in dem Hause," sagte erklärend der junge Mann.

„In diesem umfangreichen Gelaß — nur er allein? abscheulich, bei Gott, das kann Ihren Freund aber doch nicht abhalten, wenigstens einzuheizen?" Der Maler sah

sich mit prüfenden Blicken um und meinte, daß der tiefe Schneefall den schwarzen Peter wohl verhindert haben könne, für seinen Ofen zu sorgen.

„Wie meinen Sie das?" fragte ich sehr neugierig, „ich entdecke hier doch nicht eine Spur von Raff- und Leseholz, das in Forsten den armen Leuten überlassen zu werden pflegt, und die nahe Hasenhaide möchte ich auch nicht unter die Forsten rechnen, von deren Bäumen für die Armuth etwas abfallen kann —"

„Hier wird mit Nutzholz geheizt," rief der Maler, die Hände reibend und sie in einander schlagend. „Sehen Sie dort die Zäune? Der schwarze Peter schleicht in der Nacht umher und zieht mit großer Geschicklichkeit und Kraft die morschen und brüchigen Pfähle heraus. Er verschafft sich dadurch ein gutes Brennmaterial und den nachlässigen Landwirthen willkommene Gelegenheit, die schadhaften Stellen in den Zäunen im Frühjahr auszubessern."

„Das ist ja Holzdiebstahl!" rief ich erstaunt.

„Es ist nur die verständige Nachahmung des Haushaltes der Natur," sagte der junge Maler mit einer über seine Jahre gehenden ernsten Weisheit, „der Natur, welche jedes ihrer Geschöpfe durch die Vertilgung des Ueberflüssigen und schadhaft Gewordenen erhält und entwickelt."

Dagegen ließ sich wenigstens von rein philosophischem Standpunkte aus nichts sagen, und wir traten, nachdem wir angeklopft, in das öde Parterrezimmer, dessen schadhaftes Schloß wohl die Diebe in Versuchung geführt hätte, wenn hier irgend etwas zu stehlen gewesen wäre.

Digitized by Google

An der Wand gegenüber der Thür stand ein Schlafsopha, außer einem kleinen Tische und einem dreibeinigen Stuhle das einzige Geräth im Zimmer, aus dessen ausgezogener vorderer Schieblade, von einem Haufen Stroh und Lumpen, der schwarze Peter aufsprang und uns mit einem solchen Frohsinn begrüßte, als ob wir ihm die fälligen Renten Peru's überbrächten. Seine Blöße wurde nur äußerst mangelhaft durch einen alten, offenbar an eine im Gefecht zerschossene Fahne erinnernden Schlafrock bedeckt; die Farbe seines Gesichtes ließ indessen nichts zu wünschen übrig. Der schwarze Peter erfreute sich des besten Wohlseins, und seine mächtigen Glieder zeigten eine Rundung, als ob sie von den besten Fleischspeisen, und nicht von Kartoffeln genährt würden, deren ein ganzer Sack neben einem eisernen Topfe nicht weit von dem Ofen lag. Der Künstler mochte in meinen Gesichtszügen die geheimen Regungen von Mitgefühl oder gar Mitleid lesen, er sagte mit beneidenswerthem Humor: „Die Herren werden nicht übel nehmen, wenn ich mich nicht von meiner Toilette abhalten lässe!" öffnete, noch ehe ich ihn hatte bitten können, sich nicht den geringsten Zwang anzuthun, das Fenster, ließ den Schlafrock und die Fragmente eines Hemdes vor unsern Füßen liegen, sprang ins Freie und wälzte sich nackend in dem tiefen Schnee umher, worauf er wieder zu uns hereinhüpfte und als ob nichts Sonderliches vorgefallen wäre, in die Kleider fuhr. Ich äußerte unverholen Zeichen der Bewunderung, allein der schwarze Peter versicherte, daß er diesem kosmetischen Verfahren sein Wohlsein verdanke und mit Schrecken in den Sommer

blicke, wo ihm dieses köstliche Erfrischungsmittel fehlen werde. Zugleich zog er aus dem kleinen Tische ein Stück grobes Bauerbrot, schnitt die Hälfte ab und verzehrte mit dem herrlichsten Appetit sein Frühstück, während wir seine Mappe und einige kleine Oelbilder betrachteten. Der schwarze Peter hatte in der Zwischenzeit einen Fortschritt der künstlerischen Entwickelung gemacht, und seinen Nachtstücken den Mond hinzugefügt. Unter allen diesen Arbeiten, die zum Theil ohne Rahmen an den Wänden hingen, war auch nicht eine zu finden, die nicht diesen treuen Gefährten der Erde in seinen wunderlichen Wandlungen und Beleuchtungsphänomenen mit vieler Poesie und trefflicher Farbengebung darstellte, woraus der lächerlichste Contrast mit dem lebensfrischen und unverwüstlichen Naturburschen entstand. Er zeigte, ohne kindische Verlegenheit über sein Elend, alle Skizzen und sprach mit so vieler Einsicht, bei aller Einfachheit der Bildung, von den schwermüthigen Landschaften, daß ich mich nicht genug über seine Talente und die Liebenswürdigkeit seines Wesens wundern konnte. Nach einer Stunde, während deren ein dem Anschein nach aus dem Zaune von Tivoli stammender Pfahl eine leidliche Wärme verbreitet hatte, gingen wir wieder, und hinterließen dem wackern Landschafter einen Auftrag zur Arbeit, der durch eine glückliche Fügung der Umstände der Anfang zu der erfreulichen Verbesserung seiner bürgerlichen Lage werden sollte. —

Nur selten bringt das flache Land Künstlernaturen hervor; die Lyriker, Landschafter, Romandichter u. a. m. werden gewöhnlich in Gegenden geboren, wo in der Landschaft

Digitized by Google

selber Anregungen für den Geist liegen, am Gestade des Meeres, in Wald- und Berggebieten. Die Ebene erzeugt bedächtige und arbeitsame, handwerksfertige, aber nur selten phantasievolle Menschen. Der junge Pinsler, wie wir ihn nennen wollen, um bei seiner zahlreichen Familie keinen Anstoß zu erregen, war ein geborener Märker, und machte von diesem Satze keine Ausnahme. Als Sohn eines reichen Kaufmannes war ihm zwar eine schöne Vorliebe für Geld und Geldeswerth angeboren, allein die Natur hatte ihm noch eine wunderliche Mitgift für diese Ehe aus Staub und Geist gegeben, welche wir Leben nennen; der Kleine vermochte nicht sobald statt der Milchflasche und des Löffels eine Bleifeder oder ein Stück Kreide und Kohle zu halten, als er auch anfing zu zeichnen, und alle Gegenstände in seinem kindlichen Umkreise mit den Nachbildungen von Objecten aus der Gegenwart zu beschmutzen. Es ist nicht festgestellt worden, ob seine Mutter, eine durch und durch prosaische Frau, sich an verschiedenen Oelbildern, welche ihr Gemahl, ein Mäcenas im kleinen Style, unter dem Namen einer Gallerie an die Wand der Putzstube hing, versehen hat; aber es ist psychologisch betrachtet nicht ganz unmöglich, daß der oft ausgesprochene Abscheu dieser würdigen Dame vor den mittelmäßigen Malereien, welche ihr Gatte für vieles Geld ankaufte, und die blinde Kunstliebe desselben, in dem Sprößling die wunderliche Anlage hervorgebracht hat, von welcher wir gleich mehr reden werden.

Der Knabe zeigte nicht sobald seine unüberwindliche Neigung: Wände, Tische, Thüren und Bettdecken mit den

Erzeugnissen des ersten besten Farbestoffes, der ihm unter die Hände kam, zu bedecken, als es auch bei seinem Vater für ausgemacht galt, daß der Kleine ein geborener Künstler sei, und für die Malerei gebildet werden müsse. Wenn die Mutter sich auf die Brotlosigkeit der Künste, die damals noch deutlicher war, als jetzt, berief, und auf die Einträglichkeit des Handels mit Twisten und Baumwollenfabrikaten verwies, citirte der Vater Stellen aus den Biographien großer Maler, in denen stets zu lesen war, daß der Held kurze Zeit nach seiner Geburt auf alle mögliche Weise, bald durch Umriß, bald durch Colorit, Andeutungen seiner künftigen Größe gegeben habe. Es gelang der guten Frau nicht, ihren Mann auf andere Gedanken zu bringen, und der kleine Pinsler erhielt, als die Jahre des Unterrichts heranrückten, Lehrer in den Anfangsgründen der Wissenschaft und Kunst. Bei seinen anscheinend guten Anlagen und einer sehr kräftigen Constitution hätte man glauben sollen, der Sprößling werde in beiden Disciplinen erfreuliche Fortschritte machen, allein ein gewisser leichtfertiger und oberflächlicher Hang ließ ihn nichts ordentlich erlernen, und die Professoren, welche ihm die schöne Fertigkeit des Lesens, Schreibens und Rechnens beibringen sollten, ließen sich zu der allerdings in den Augen der Eltern strafbaren Uebereilung hinreißen, den kleinen Pinsler angeborener Dummheit zu bezüchtigen. Als Männer von vieler Erfahrung wußten sie nämlich, daß ein großes Maaß von Maulfertigkeit und Dreistigkeit sehr wohl mit dieser, für das gute Fortkommen vieler Glückskinder durchaus erforderlichen Eigenschaft verbunden

sein könne. Nur nothdürftig auf den geistigen Stoffwechsel eingehend, wuchs der kleine Pinsler heran, ohne jedoch die sanguinischen Erwartungen seines kunstsinnigen Herrn Vaters zu erfüllen. Das Schicksal schien in seinem Geiste auch queer durch die Phantasie einen Schlagbaum herabgelassen, und den Schlüssel in der Tasche behalten zu haben. Alle Lehrer des Kleinen, und man hielt ihm die theuersten, folglich die besten, sprachen ihm, obgleich er mit den Werkzeugen der Malerei und Zeichenkunst rastlos thätig war, die eigentliche Anlage zur Kunst ab. Sie fanden in ihm etwas von dem unermüdlichen Nachahmungstriebe der Affen, von dem instinctiven regelmäßigen Fleiß der Bienen, von dem Punctationstalente der Stubenfliegen. Jeder drückte sich anders, mehr oder minder gewählt, aber keiner in einem, dem Vater Pinsler wohlthuenden Sinne aus. Sie steckten das Honorar in die Tasche und gaben die Stunden auf, wenn ihnen Lectionen bei talentvolleren Schülern angeboten wurden. Den alten Mäcenas wurmten diese Richtersprüche. Als sein Sohn leidlich herangewachsen war, begab er sich mit ihm nach Paris und that ihn zu verschiedenen Meistern in die Lehre. Aber überall wurden ihm keine angenehme Aussichten eröffnet. Pinsler Sohn eignete sich rasch die technischen Kunstgriffe und Pfiffe des Künstlers an; aus ihm selber wuchs an dem Spalier der Unterweisung nichts empor. Für den unerklärbaren Parfüm der Kunst blieb er unempfänglich. Sein Herr Vater hätte dieses wichtige Hinderniß in der Laufbahn des Künstlers wahrscheinlich nicht selber entdeckt, wenn die traurigen Erfolge der Arbeiten

seines Sohnes bei Kennern ihn nicht endlich belehrt hätten. Er sah ein, daß er sich vollständig geirrt, gab der Mutter zu ihrem großen Triumph Recht und bestand nicht länger auf der Fortsetzung der malerischen Laufbahn des Jünglings. Pinsler junior wurde als Novize in das Geschäft mit Twisten und baumwollenen Waaren gestellt und in die Feinheiten der doppelten italienischen Buchhaltung eingeweiht. Wer jedoch das unruhige Leben des Ateliers mit seinen Plaudereien, Scherzen und unaufhörlichen Unterbrechungen einmal kennen und genießen gelernt hat, ist für die starre Verschwiegenheit der Magazine, Schreibestuben und Comtoirs rettungslos verloren. Ein Auge und eine Hand, die in den Farben der Palette und Leinwand geschwelgt haben, können sich nicht mehr an dunkle grüne Fenstervorhänge, trübe Scheiben, vergitterte Pulte mit Lederstühlen, Briefkästen mit Jahreszahlen, Rechnungsbücher, Copirdinte und Stahlfedern gewöhnen. Dem jungen Pinsler that das Herz schier brechen, wenn er täglich die traurigen Bureaustunden absitzen mußte, denn wenn sonst keine von den Eigenschaften des Genius, die unbezähmbare Vorliebe für Promenaden, Träumereien und Todschlag der Zeit, besaß er trotz der größten Meister seines ehemaligen Faches.

Ein Ereigniß, das in der kaufmännischen Welt nicht zu den Seltenheiten gehört, sollte ihn von seinen moralischen Leiden befreien. Das Haus Pinsler u. Co. hatte sich durch den kolossalen Schwindel einiger auswärtigen Firmen auf das Glatteis führen lassen und stellte nach mehreren krampfhaften Anstrengungen, Gelder flüssig zu machen,

seine Zahlungen ein. Das Gericht drückte seine Siegel auf die Thüren, Vater Pinsler drückte sich selber, und Pinsler der Sohn sah sich genöthigt, für seinen Lebensunterhalt allein zu sorgen. Er beschloß, wieder der Kunst zu leben, miethete ein Atelier, richtete es vollständig ein und begann nach Herzenslust zu malen. Wir haben noch nicht verrathen, in welchem Zweige der junge Pinsler ein Verschwender in Farben, Oel und Leinewand war; er nannte sich einen Landschaftsmaler. Die Vorliebe für diese Gattung begann damals zu wachsen, und der wiedergeborene Künstler schmeichelte sich, seine Bilder rasch abzusetzen, allein die gewiegteren Liebhaber, welche sein Atelier besuchten, schüttelten die Köpfe, ließen eine Menge von Redensarten über fehlende Stimmung, Mangel an Poesie, Lufttönen, Terrainbildung, und wie die Stichwörter der Kennerschaft sonst heißen mögen, fallen und entfernten sich, ohne etwas zu kaufen. Dem jungen Pinsler blieb endlich nichts übrig, als sich an einen der Vermittler zwischen hungrigen Malern und satten Gemäldefreunden, einen Kunsthändler zu wenden und ihn einzuladen, sein Atelier zu besuchen.

Der Kunsthändler war ein Weltweiser von großem Ruf. Er verstand den Geschmack der Liebhaber jedes Grades zu befriedigen und Preise von jeder Höhe und Niedrigkeit zu machen und zu erhalten. In seinen Läden verkehrten die großen und gelehrten Kenner der italienischen, spanischen und niederländischen Schulen und die Laien, welche nur eine bunte Leinwand in vergoldetem Rahmen für die Wand über dem Plüschsopha in ihrem

Salon kaufen wollten. Er handelte mit Prinzen und reichen Rosinenkrämern, kaufte berühmten Meistern und Stümpern Bilder ab, und verdiente an beiden vieles Geld. Der Kunsthändler trat mit dem Hut auf dem Kopfe in das Atelier, und nahm ihn, nämlich den Hut, nicht ab, denn er besaß, außer einer rheumatischen Anlage eine wunderbar feine Fühlung für die verschiedenen Klassen der Künstler und das, was er ihnen an Unhöflichkeit bieten konnte. Er klemmte die beiden Oculare seines Glases auf die Nase, setzte sich in den Lehnstuhl der Gönner und betrachtete lange und reichlich die Proben des pinslerischen Talentes. Nachdem er sich eine Ueberzeugung gebildet hatte, zog er ein gelbseidenes Taschentuch hervor, wischte die Gläser ab, sah Pinsler mit blinzelndem Auge an und sagte: „Schlimm, sehr schlimm, Herr Pinsler; ich kann Ihnen für alle diese Bilder nicht das geringste Angebot thun. Es herrscht darin eine Manier, für welche ich unter meinen sämmtlichen Kunden auch nicht einen Abnehmer weiß. Sie machen ein betrübtes Gesicht? Beruhigen Sie sich — ich habe eine Idee. Ein Anderer würde sagen, Sie hätten kein Talent, sie sollten sich nicht mit der Malerei beschäftigen; ich sage Ihnen, Sie haben Talent, es muß nur erkannt und richtig entwickelt werden. In Ihrem Pinsel ist etwas, das mir eine ungemeine Leichtigkeit der Handhabung verräth; ich bin gewiß, Sie brauchen zu können. Doch bedarf ich vorher einer Prüfung. Malen Sie mir einen Vesuv in Thätigkeit, was Ihnen bei Ihrem Farbensinn und den vielen vorhandenen Bildern nicht schwer werden

kann, auch wenn Sie ihn nie studirt haben; in acht Tagen werde ich wieder kommen und mir das Bild ansehen."

Pinsler warf sich sofort an die Staffelei und begann zu arbeiten. Er malte von Anfang der vollen Tageshelle bis zum Einbruch der Dämmerung, und als acht Tage verflossen waren, hatte er nicht einen, sondern sechs Vesuve vollendet, und alle besaßen irgend eine, freilich sehr oberflächliche Eigenthümlichkeit. Ein echter Landschafter hätte wahrlich seine Haare bis auf die an der Kinnwarze gewachsenen aus Zorn über diese Geschwindigkeit ausgerissen, allein der Kunsthändler war entzückt. Er lobte den, heftige Flammen und ihren Wiederschein in's Wasser speienden Vesuv besonders, aber er fand auch großes Wohlgefallen an dem gemüthlichen Vesuv, der in einem brillanten Zwielicht seine behagliche Morgenpfeife in die neapolitanische Luft paffte. Den verdrießlichen Vesuv mit der über die Ohren gezogenen Nachtmütze von Dampf — er nahm eben ein Fußbad von glühender Lava, vor der mehrere Ortschaften flohen — nannte er sehr ansprechend: „für Kenner in kleinen Städten," und den Vesuv, der ein kleines Compagniegeschäft mit dem zärtlichen Vollmonde machte, und sich unter Wolkenstreifen nur in den Zähnen zu stochern schien, da ihm nichts als ein dünner feuriger Strich aus dem Kraterhalse fuhr, hielt er vorzüglich für Damen und ihre Boudoirs passend. An dem Vesuv, der im Abendsonnenschein schlummerte und sänftlich Schwefel athmete, in welchem wunderbar mannigfaltige Tinten spielten und sich im Golf abfärbten, nannte er die Ruhe bewundernswürdig und ein liebliches Gegenstück zu dem

letzten Vesuv, der an dem Ruin des servilen Neapel arbeitete, auf das fürchterlichste mit Steinen, Asche und Feuer umherbombardirte, und in Kohlschwarz und Zinnober bis an die äußersten Grenzen der malerischen Möglichkeit vordrang.

„Habe ich es nicht gesagt, Pinsler? Sie besitzen Talent, da ist es klar zu Tage gekommen, nur ist es nicht das gewöhnliche, ich möchte sagen, das gemeine Talent!“ rief der Kunsthändler.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der zum ersten Male in seinem Leben geschmeichelte Pinsler.

„Mein junger Freund,“ antwortete der weise Plantagenbesitzer von Bildern, „hören Sie mich aufmerksam an, und prägen Sie jedes meiner Worte in Ihr Herz. Die poetischen und technisch vollendeten, die originellen und durch individuelle Auffassung und Behandlung ausgezeichneten Bilder thun es nicht allein in der Welt; es muß auch Gemälde für das allgemeine Verständniß geben. Nicht Jeder ist im Stande, eine Landschaft von Calame, Achenbach oder Blechen zu kaufen und zu verstehen; es muß auch Pinsler geben, welche die Laien allmählig anleiten, Bilder zu betrachten, Zeichnung und Colorit zu studiren, kurz den malerischen Blick auszubilden. Soll ich sagen, es muß auch billige Maler geben? nein, ich sage es nicht, denn Sie werden es sich selber denken können. Damit Sie aber sehen, wie aufrichtig ich es mit Ihnen meine, behalte ich diese sechs Vesuve, und gebe Ihnen für jeden zehn Thaler. Ich lasse die Bilder noch heute

durch meine Leute abholen und hoffe, Sie von jetzt an dauernd zu beschäftigen."

Unser Pinsler war außer sich vor Freuden. Er blickte in die heiterste Zukunft und schlug mit beiden Händen in die dargebotene Rechte des biederen Pflegers der Malerei.

„Sie sollen für mich das Gebiet der wohlfeilen populären europäischen Landschaft bebauen, lieber Pinsler," fuhr der Rechtschaffene fort. „Die Nachfrage ist stark und die Wünsche in Betracht des Formates sind verschieden, allein im Punkte der Billigkeit stimmen alle meine Kunden durchaus überein. Wenn ich den Zeitgeschmack richtig beurtheile, müssen wir drei Formate machen. Das große, vom Umfange der sechs Vesuve, das mittlere, und ein kleineres. Für Nr. 1 erhalten Sie zehn, für Nr. 2 und Nr. 3 fünf und drei Thaler, wobei ich natürlich die Leinewand und Farben liefere und Ihnen in das Haus schicke. Wenn Sie mit mir übereinstimmen, würde ich vorschlagen, gleich ein schriftliches Uebereinkommen zu treffen, in dem Sie sich nur zu verpflichten hätten, für keinen anderen meiner Collegen zu arbeiten. Ist es Ihnen recht, so schließen wir gleich für zehn Jahre ab!"

Pinsler nahm keinen Anstand, den Vertrag auf Stempelpapier, welches sein künftiger Beschützer stets bei sich trug, abzuschließen und zu unterschreiben. Er widmete sich ganz der populären europäischen Landschaft und errang darin einen deutschen Ruf auf dem flachen Lande, in kleinen Städten und bei den Galeriebesitzern, welche Bilder nur statt der Tapeten an die Wand hängen. Versuchen wir am Schluß dieses kurzen Abrisses noch eine kurze

Charakteristik des Genre's, welches Pinsler schon mehrere Jahre hindurch bearbeitet.

Die populäre europäische Landschaft muß stets von einem angenehmen und heiteren Temperament sein. Das Sonnenlicht ist eine Hauptbedingung derselben, und der Mondenschein auf das strengste verboten. Der Hintergrund muß niemals flach, sondern stattlich mit Bergmassen angefüllt sein. Vom Belieben des Käufers hängt es ab, ob er hohe Gipfel mit Schnee- und Eisfeldern, oder anmuthiges Mittelgebirge mit Wald und Wiesen im Vordergrunde haben will. Wünscht er ersteres, so erhält er dazu einen Wasserfall, Staubbach, oder über Felsen schäumenden Bergstrom, beschränkt er sich auf Letzteres, so wird ihm ein stiller See gemalt. Es giebt unzählige Zwischenstufen, auf denen Mühlen mit Brücken und Wehren, Fischer in Kähnen, segelnde Schiffer, Holzhauer und Jäger angebracht werden können. Wenn der Vordergrund flach ist, giebt es weiter im Hintergrunde, entweder eine Burg oder eine Kirche mit Epheu. Die Staffage wird beinahe immer, nicht durch Menschen oder Vieh, sondern durch Menschen und Vieh gebildet. Wolken sind gern gesehen, dürfen aber nicht in schlechtes Wetter ausarten, sondern nur als Folie des blauen Himmels dienen. Die Sonne muß stets roth untergehen und alle Dächer mit ihrem Schein vergolden, selbst wenn diese der Perspective nach im tiefsten Schatten liegen sollten. Ruinen dürfen auf eine decente Weise angebracht werden, jedoch nicht an architektonische Verwahrlosung erinnern, sondern ein gemessenes künstliches Ansehen zeigen. Alte und morsche

Bäume, welkes Laub, Sumpfwasser und Schilf werden ein für allemal verbeten, da sie das menschliche Gemüth unangenehm berühren und das Zimmer nicht putzen. Auf den Bildern der Maler herrscht ein ewiger Frühling.

Die Technik unseres Pinslers ist gegenwärtig so weit ausgebildet, daß er von der letzten Sorte zwei an einem Tage malt, und doch nicht die Forderungen aller auswärtigen Privatgalerien befriedigen kann! Sein Beschützer ist seelig und erinnert sich noch mit Entzücken des Tages, an dem er den Vesuv Nr. 4 für zweihundert fünfzig Thaler an einen Mäcenas aus Dessau verkaufte. Die dortigen Kenner halten ihn für einen Gudin.

III.

Die Strategen.

Bei unserem angeborenen Kriticismus haben wir Berliner vor vielen anderen Großstädtern den Vorzug, auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Ausübens von Künsten große Kenner zu besitzen. In der Natur der Sache und in der Definition des eigentlichen Genie's begründet und verborgen liegt aber, daß diese großen Kenner meistens nur in der tiefsten Stille des Privatlebens ihre hochwichtigen Meinungsäußerungen kundgeben und stets zu der zahlreichen Klasse der verkannten Geister gehören. Im Frieden stößt man gelegentlich im Theater,

in Concertsälen, Bibliotheken, Gesellschaften und Spaziergängen auf diese trefflichen Wesen, und erbaut sich an ihren Aussprüchen; in bewegten Zeiten aber tritt eine ganz neue zahlreiche Gattung auf, die uns des sorgfältigsten Studiums werth erscheint.

Sobald nämlich ein Krieg ausbricht, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen verheißt, taucht sofort ein, bis dahin in infusorischer Vertrocknung lebendes, red- und schreibseliges Geschlecht auf, welches nach dem Vorbilde der Tanten, Basen und Gevatterinnen in den Wochenstuben, nicht allein den Fall im Allgemeinen bespricht, sondern auch eine Menge warnender Beispiele vorbringt und mit unglaublicher Naivetät schließlich den Verlauf und Ausgang vorhersagt.

Wir meinen die Berliner Strategen, ein tapferes und zahlreiches Geschlecht, das wir schon in den ersten italienischen und ungarischen Kriegen der Oesterreicher zu bewundern Veranlassung fanden, im Krimkriege und im Aufstande der Seapoy's anstaunten, aber erst jetzt, nach dem neapoleonischen Einfall in Italien, in seiner ganzen Größe zu erkennen im Stande sind. Da einige allgemeine Bemerkungen den Unerfahrenen am besten befähigen, hervorragende Strategen an öffentlichen Orten zu erkennen und bei ihnen lehrreiche Beobachtungen anzustellen, so wollen wir mit einem kurzen Signalement beginnen. Gemeinhin hat der Stratege einen sehr kurzen Hals, eine Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe, ein gutes Gebiß, einen buschigen Schädel und einen festen Gang. Meistens nur von mittlerer Größe, bewegt er sich langsam vorwärts,

und zeigt etwas entschieden Apoplektisches im Blick. Die meisten Strategen sind nach der alten Theorie von sanguinisch cholerischem Temperamente, und nur eine später zu besprechende Spielart geht in das melancholische über. Wenn man in einem Kaffee- oder Bierhause an der Hauptwand des Saales einen Herren mit rothem Gesichte und einem Rohrstock zwischen den Beinen sitzen sieht, und laut nach der neuesten Zeitung schreien hört, so kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, einen Strategen vor sich zu haben. An allen öffentlichen Orten halten sich einer oder mehrere Strategen auf und belehren die Abends oder Vormittags zusammenkommende Gesellschaft in dem militärischen Theile der Angelegenheiten. Sie kennen den Kriegsschauplatz auf das genaueste, berufen sich auf eigene Anschauungen durch Reisen, behaupten, mehrere fremde Sprachen zu sprechen, Bekanntschaften im Generalstabe zu haben, und vermögen Auskunft über das Kaliber der kämpfenden Armeen, die Uniformen ihrer Krieger und die Geschichte ihrer Heerführer zu geben. Der Stratege pflegt heimlich auf die Leipziger Illustrirte Zeitung abonnirt zu sein und mit den sachlichen Notizen dieses Blattes um sich zu werfen; strebt er aber nach einem höheren Grade unter seinen Fachgenossen, so hält er sich im Stillen eine Militärzeitung und bedient sich streng kriegswissenschaftlicher Ausdrücke. Man würde sich eines schweren Irrthumes schuldig machen, hielte man die Strategen unter einander für kriegerisch. Finden sich mehrere ihres Gelichters an einem Orte zusammen, so unterwerfen sich die Schwächeren an Kenntnissen und Lunge dem Haupthahn, und stellen

Digitized by Google

seine Adjutanten vor, d. h. sie lauschen mit achtungsvollem Schweigen seinen Auseinandersetzungen, und belehren nur in Nebenzimmern und in späteren Stunden Herren aus kleinen Geschäften und Seitenstraßen. Im Centrum am runden Tische sitzt immer der Hauptstratege, beobachtet gleichzeitig mit den Zuhörern den Wirth am Büffet, wie eine feindliche Batterie, und commandirt gelegentlich die Kellner. Vor ihm liegt die für 10 Sgr., welche im Wege einer Lokalsubskription gesammelt worden sind, angeschaffte Karte vom Kriegstheater. Da auf diesen Karten aber stets die Namen der Orte zu fehlen pflegen, an denen Flußübergänge stattfinden und Schlachten geschlagen werden, so steht ein Tintenfaß daneben, um die vorhandenen Lücken auszufüllen und die Namen nachzutragen. Gewöhnlich entscheiden sich die Strategen nicht für eine der beiden kriegführenden Mächte. Sie stehen auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei. Menschenblut vergießen sie mit ihren Mäulern wie Wasser, ihre Eingeweide sind, gleich denen des ersten Napoleon, von Eisen, und nicht große Schlachten und Belagerungen flößen ihnen Schrecken ein, sondern nur Friedensgerüchte, da diese ihrer Kneipenbedeutung ein rasches und trauriges Ende machen. Viele Strategen lassen Verbindungen mit vornehmen Personen durchblicken und simuliren Einsicht in officielle Depeschen, wodurch ihre Gesichter oft ein düsteres unheimliches Colorit erhalten, und von bangen Philistern gefürchtet werden. Meistens sind die Strategen mit der Führung der Armeen äußerst unzufrieden. Die Feldherren kennen das Terrain nicht genau, leiden an Un-

Digitized by Google

entschlossenheit, an genügender Unterstützung im Verpflegungspunkte, und so sehen sich die Strategen fast an jedem Abende zu den heftigsten Strafreden genöthigt. Bei Beafsteak und Bier, die Cigarre im Munde, und ihr behagliches Bett in zwei Stunden vor Augen, brauchen sie keine Rücksicht auf angeschwollene Ströme, unter Wasser gesetzte Ebenen, Verhaue, Schanzen, Gräben, Sturm, Regen und Sonnenhitze zu nehmen; sie sind ein Seitenstück zu jenem Prinzen, der im Frack zu Pferde sitzend, mit einem tüchtigen Gabelfrühstück im Magen, gar nicht begreifen konnte, weshalb die armen Soldaten sich über die Hitze beklagten, und der fortwährend lächelnd betheuerte, ihm sei gar nicht heiß. Nach diesen Andeutungen gewinnt es den Anschein, als ob die Berliner Strategen im Ganzen nur Theoretiker und der praktischen Kriegführung für ihr Theil durchaus abhold seien, allein es können Momente kommen, wo auch in ihnen das Feuer auflodert und sie Thaten verrichten, wie die Tapfern des Leonidas bei Thermopylae, oder die Vierhundert von Pforzheim bei Hermann Hersch. Wenn ein alter Mann mit wohlriechender Seife, Cigarrenspitzen oder Taschenkämmen an den Tisch tritt, wenn eine Frau mit Kümmelbretzeln ihre Waare anbietet, oder ein armer Junge mit Blumensträußchen um ein Almosen umherlungert, und den docirenden Strategen in seinem Vortrage unterbricht, kann die Kriegsfurie in ihm schrecklich losbrechen. Dann springt er in civilisatorischem Eifer für den anständigen Ruf des Lokales vom Tische auf, stürzt den unglücklichen Händlern mit der Wuth eines Mac Mahon entgegen, und ruht nicht

Digitized by Google

eher, als bis sie das Mailand des Bierhauses verlassen haben, wenn der Tapfere ihnen nicht noch auf dem Flur an der Spitze eines Detachements von unberittenen Kellnern nachsetzt. Selten gehen dergleichen Feldherrnthaten ohne jubelnden Zuruf der Zuhörerschaft vorüber. Sie thut wenigstens dadurch ihre stete Kriegsbereitschaft dar. Sind dagegen gebildete Männer in dem Lokale anwesend so betragen sich die meisten Strategen mit großer Vorsicht und hüllen sich sogar in ein abwartendes Schweigen, befinden sie sich aber allein mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher, so gehen sie zuweilen so weit, große Schlachten vierzehn Tage vorher zu prophezeihen.

Unter den Strategen finden wir die entschlossensten thatkräftigsten Naturen. Wenn sie nicht den Rhein überschreiten und direct auf Paris marschiren wollen, so schwärmen sie für eine Beseitigung aller kleinen Staaten in Deutschland und Einverleibung derselben in Preußen. Die Frau eines Wirthes, welche einen angeborenen Abscheu vor kleinen Staaten hegt, pflegt dem Strategen ihres Lokales, wenn er eine heftige Rede gehalten und die geeigneten militärischen Maßregeln zur Beschlagnahme der Kleinstaaten angegeben hat, seine Ration Bratwurst oder Rippespeer aus Dankbarkeit fast zu verdoppeln. Aehnlichen Beispielen von Großmuth begegnen wir nur in den Heeren großer Feldherren vor entscheidenden Schlachten.

Im Falle der Stratege der Feder fähig ist, thut er bei Redaktionen die geeigneten Schritte, und sucht Zeitungsstratege zu werden. Seine Honorarbedingungen sind nicht anspruchsvoll, und er läßt sich gern herbei,

Abends die Correctur der Inserate mit zu besorgen. Vormittags, wenn der Redacteur en chef den eben eingegangenen Leitartikel noch einmal durchstudirt und vielleicht mit seinem Verfasser über einzelne Punkte lebhaft debattirt, erscheint ein untersetzter Herr im Zimmer und bittet sich bescheidentlich die Karte von Oberitalien aus, welche der Zeitungsverleger auf den Wunsch des Strategen angeschafft hat, und der Redacteur unter hermetischem Verschluß hält. Mit dieser Karte begiebt er sich in das Arbeitszimmer der Mitredacteure und nimmt an einem, gewöhnlich nur für die Tagesmaculatur bestimmten Katzentische Platz. Als Supplementmensch im Kreise der angestellten Literaten muß er, obgleich sein Amt das wichtigste scheint, doch höchst demüthig um die Zeitungen vom Kriegsschauplatze bitten, welche ihm der betreffende Mitarbeiter, gerührt durch seine molltonartige Supplicantenpsalmodie endlich reicht, und eine schlechte Cigarre nebst Schwefelhölzchen hinzugefügt. Mit Hülfe des Redactionsdieners erhält er nach und nach Papier, Feder, und zuletzt auch ein Tintenfaß. Nun rollt er die Karte auf und beginnt an seinem Artikel über die Situation zu „druckfen.“ Seine Anstrengungen und moralischen Leiden bei dieser Arbeit sind so groß, daß sie von allen Mitarbeitern nicht allein gesehen und gehört, sondern selbst gerochen werden. Die einzige vorräthige Dose mit Karotten muß deshalb mehrmals die Runde machen, und der ältliche Herr, welcher den deutschen Artikel redigirt, fühlt sich endlich veranlaßt, dem Strategen zu drohen, daß er zu den äußersten Vorposten der Expedition versetzt werden müsse, wenn er

fortfahren sollte, sich in dergleichen Qualm des erzwungenen Nachdenkens zu hüllen. Endlich ist der Artikel fertig, der Redacteur (er ist im Geheimen gleichfalls „geheimer Stratege" in einem Kaffeehause vor dem Thore) liest ihn tiefsinnig durch und ertheilt ihm dann, ohne ein Wort zu sagen, obgleich er ihn ebenso wenig versteht, als der Schreiber, und später das Publikum, das Imprimatur. Dann entfernt sich der Zeitungsstratege und verweilt nur noch ein wenig bei seinem Freunde, dem Expedienten, um über Stadtklatsch zu plaudern. Nachmittags findet man ihn auf der königlichen Bibliothek, wo er die italienischen Feldzüge des Onkels studirt. Seines Zeichens ist der Zeitungsstratege übrigens nicht selten ein ehemaliger Soldat und hat irgend einen Feldzug als Freischärler oder Fremdenlegionär mitgemacht. Deshalb pflegt er, so oft das Redactionspersonal ihn seiner stylistischen Sünden wegen maltraitirt, auf seine Blessuren anzuspielen, von denen böse Zungen freilich behaupten, er habe sie nur in einem Bockbiertreffen erhalten.

Neben diesen Kennern der Kriegskunst giebt es noch eine Species von melancholischen Strategen. Sie sind ebenso furchtsam, als jene zornmüthig zu sein pflegen, und sitzen immer in den Ecken, so daß ihre Stellung nie durch einen kühnen Flankenmarsch bedroht werden kann. Mit frecher breitmäuliger Kritik der im Feldlager getroffenen Maßregeln haben sie nichts zu schaffen; sie spekuliren mit ihrer Strategie auf die Baisse. Ihre Angst vor den Turcos und Zuaven ist grenzenlos. Statt vom Alp werden sie von gezogenen und patentirten Gußstahlkanonen

gedrückt. Sie halten moralische Reden gegen die Vervollkommnung der Schußwaffen, und wollen von den Herren Aerzten wissen, daß die durch dieselben verursachten Wunden nie mehr geheilt werden können. Im wunderlichsten Contraste damit beschäftigen sie sich mit ungeheuerlichen Mitteln zur Vertilgung ganzer Armeen in Pausch und Bogen durch meilenlange Minen und colossale Sprengkugeln, dann predigen sie wieder den Zweikampf zwischen den regierenden Häuptern beider Länder, oder schwärmen für Elihu Burritt und für Bullrich's Salz als Linderungsmittel innerer Kriegsleiden und Sorgen. Diese Strategen entlassen in ihren Geschäftsunternehmungen die Arbeiter bis auf den letzten Mann, essen aus Sparsamkeit Salzkuchen statt Milchbröde, und brennen aus Todesangst, in der Küche auf dem Heerde das schlechteste Material, die berüchtigten Lohkuchen. Auf Wachenhusens Tagebuch aus dem Hauptquartier sind sie sämmtlich abonnirt, aber sehr unzufrieden, daß die Lieferungen so langsam erscheinen. Bei ganz absonderlichen Vorkenntnissen in der Geographie erwarten sie den täglichen Einmarsch der Russen oder Franzosen, fürchten eine Blokade von Treptow und Stralau, und verfallen beim Anblick eines blauen Zettels mit telegraphischen Depeschen in ein nervöses Zittern. Wäre es möglich, so würden sie für ihre Personen aus dem deutschen Bunde treten, da diese gegenwärtige politische Anstalt seit Kurzem allen Credit bei ihnen verloren hat und nicht höher geachtet wird, als etwa die Dessauer oder Genfer Bank. Gegen seine Genossen, die eigentlichen Strategen, verhehlt er keineswegs

den tiefsten Abscheu, wenn er unter vier Augen mit seiner Frau ist. Oeffentlich zeigt er ihn nur dadurch, daß er als Demonstration gegen ihre Bierseidel, nichts als Zuckerwasser trinkt.

IV.

Das Familienübel.

Obgleich sich nicht läugnen läßt, daß die Gegenwart eine offenbare Liebhaberei dafür hat, bald diese, bald jene Specialität der Gesellschaft mit Besserungsversuchen zu beglücken, giebt es doch noch manche menschliche Unterabtheilung, für welche von dergleichen löblichen Vereinen für moralische Veredlung sehr wenig oder nichts geschehen ist. Obenan dürfte wohl jene so nützliche, und doch so vielen Kummer erregende Klasse von Pflegerinnen stehen, welche der Haus- und Familienvater zu berufen verpflichtet zu sein pflegt, wenn der Kreis der Seinigen um einen kleinen, bis dahin noch nicht gesehenen, männlichen oder weiblichen Planeten bereichert worden ist. Wahrscheinlich werden uns nur sehr wenige Oberhäupter von Familien widersprechen, wenn wir die Amme eines der größten und ersten Uebel nennen, welche in der heutigen Familie vorkommen können. Vielleicht entschließt sich eine Anzahl von Philantrophen zur Begründung eines Vereins, welcher sich die Aufgabe stellt, die Ammen durch scharfsinnige Er-

Digitized by Google

ziehungsmaßregeln dem menschlichen Geschlechte ähnlicher zu machen; unsere Aufgabe kann nur sein, einiges Material zu sammeln, um die Größe des Uebelstandes in ein helles Licht zu setzen.

Kaum ist der Mensch geboren und hat zur geheimnißvollen Freude seiner Eltern das Leben bedeutungsvoll genug mit einer kläglichen Jammerfanfare begrüßt, so tritt die Nothwendigkeit ein, der armen winselnden Creatur ihre Nahrung zu verschaffen. Der Arzt macht ein feierliches, der Hausvater ein sorgenvolles Gesicht, das weibliche Personal giebt sich ein wichtiges Ansehen, und eine Anzahl Boten wird mit allerlei wunderlichen Aufträgen in verschiedene Stadtviertel gesandt. Anfangs scheinen die Bemühungen der Emissaire keinen Erfolg zu haben, sie langen nach mehreren Stunden, während welcher der neue Erdenbürger mit geballten Fäusten der Dinge wartet, die da kommen sollen, mit verworrenen Nachrichten an, und verursachen in dem aufgeregten Haushalte Symptome von Angst und Unzufriedenheit. Inzwischen giebt man sich alle Mühe, den Ankömmling durch versüßten Fenchelthee an die Reize des Daseins zu gewöhnen. Nachmittags jedoch zeigen die am Morgen eingeleiteten Operationen einen Erfolg. Die Klingel der Wohnung wird in ungewöhnliche Bewegung gesetzt, und eine größere oder kleinere Anzahl von Frauenzimmern mit kleinen Kindern auf dem Arme dringt in das Quartier und wird in einem Hinterzimmer zum Sitzen genöthigt. Aus diesem Haufen ragen zwei Weiber von hohem Wuchse, geierartigen Krallen und hexenartigem Benehmen hervor, welche

Digitized by Google

einander mit feindlichen Blicken messen und ihre Hennen unter den Flügeln versammeln. Sie sind ihrem Gewerbe nach Ammenvermietherinnen. Jetzt tritt der Arzt mit dem etwas niedergeschlagenen Vater des Erdenbürgers ein und betrachtet den Haufen, aus welchem die künftige Ernährerin seines Sprößlings gewählt werden soll. Die wenigsten Individuen zeigen eine Anwandlung von Zartgefühl und Schaam; fast alle gehen nur darauf aus, ihre Eigenschaften in ein glänzendes Licht zu setzen, und namentlich durch das Aeußere ihrer eigenen Kinder dem Arzt und Hausherrn zu imponiren. Ein auffallend feister Knabe, der offenbar um sechs bis acht Wochen jünger gemacht wird, als er seinem Taufzeugniß nach ist, gleicht auf ein Haar einem Mustersäugling, der von Ammen gemiethet wird, um alle Nebenbuhlerinnen mit ihren Probekleinen aus dem Felde zu schlagen.

Der Arzt entscheidet sich jedoch nicht für die Inhaberin dieses zweibeinigen Zeugnisses ihrer Nahrhaftigkeit, er wählt ein Bauermädchen von ungemein derber, gesunder Statur, weil er behauptet, daß einmal sein junger Schutzbefohlener bei sehr zarter Constitution eine möglichst unverdorbene Milch genießen müsse, und daß eine städtische Amme mit ihren einheimischen Beziehungen große Unannehmlichkeiten mit sich führe, und im Hauswesen vielen Aerger bereite. Sobald die Amme gewählt, der Miethsthaler an sie, und eine gleich werthvolle Münze an die zu ihr gehörige Ammenvermietherin gezahlt ist, erhebt sich ein Aufstand unter den zurückgesetzten Concurrentinnen. Sie wollen den weiten Gang mit den schweren Kindern

durch die Stadt, und die verlorne kostbare Zeit vergütigt haben. Offenbar halten sie, wie englische Industrielle, die Stunden für Andeutungen von baarem Gelde. Nach längeren Debatten wird Jede endlich durch eine Zahlung von zehn Silbergroschen beschwichtigt, die sie sofort mit der Ammenvermietherin zu theilen hat. Der Hausherr entläßt mit einem tiefen ahnungsvollen Seufzer die lärmende Schaar, schließt leise hinter ihr die Thür und antwortet nicht, als der Arzt ihm vertraulich tröstend auf die Schulter klopft und sagt: „Mein lieber Freund! Sie müssen sich darin finden; Ammen sind keine angenehmen Zuthaten zur Wirthschaft — fügen Sie sich in die traurige Nothwendigkeit."

Das lebendige Milch- und Sahnebureau wird in die Wochenstube an die Wiege geführt. Es gilt den ersten Versuch, und der Säugling legt die ersten erfreulichen Proben des weitverbreiteten Talentes ab: er saugt und schläft darauf zufrieden ein. Alle Anwesenden bewundern ihn und die Amme; eine riesige Portion Kaffee, Milch, Zucker und Gebäck wird für Letztere herbeigeschafft und mit einer Fertigkeit, die von längerer Uebung in solchen städtischen Genüssen zeugt, schnell vertilgt.

Nun tritt ein angenehmer Zustand von Ruhe ein, der glückliche Vater benutzt die herrschende Stille, um Verwandten und Freunden die Vermehrung seines häuslichen Glückes, und der Polizei die Nothwendigkeit eines neuen Blattes in ihrem Register anzuzeigen; er malt sich die Zukunft seines Kindes aus, kauft sich in Gedanken in eine Lebensversicherungsgesellschaft, und arrangirt vorläufig die

Digitized by Google

Festlichkeiten des Tauftages; da wird an die Thür gepocht. Die neue Amme begehrt mit seltener Vertraulichkeit Einlaß. Er wird ihr gestattet und sie tritt mit der Sicherheit eines Geschöpfes ein, das sich als den Mittelpunkt des ganzen Hauswesens ansieht. Unter den zahllosen Bauerdirnen, welche in dem mehrmeiligen Umkreise einer großen Stadt sich jährlich für den Ammendienst vorbereiten und ausbilden, muß durch uralte Ueberlieferungen der Glaube verbreitet sein, daß einer Amme sogar die Herrschaft in jeder Familie zustehe, und daß sie von ihrem Eintritt in das Haus an, die Gouvernante der Frau und der Chef des Mannes sei.

Mit einer Dreistigkeit sonder Gleichen stellt sich die Tochter der ländlichen Umgebung Berlins vor ihren neuen Brodherrn, und ersucht ihn, ihr sofort eine Klage gegen den Vater ihres Kindes aufzusetzen, einen dienstbaren Oekonomen oder Ackerknecht, der sich soweit von den Gesetzen der Natur entferne, seinen Sprößling nicht einmal anzuerkennen. Sie beansprucht die monatliche Zahlung von zwei Thalern von jenem Jüngling und wünscht, daß der Brief noch an demselben Tage abgesandt, wenn möglich, von dem Hausherrn nach der Post getragen werde. Der junge Vater, dem durch gediegene Redeübungen der Frau Schwiegermutter eingeprägt worden ist, gegen die Amme nachgiebig zu sein, um nicht durch Aerger auf die Milch zu reagiren, sträubt sich nur schüchtern und unterbricht endlich seine Correspondenz, um mit eigener Hand den Faden künftiger endloser Unannehmlichkeiten anzuknüpfen.

Digitized by Google

Nachdem die Amme sich von der Erfüllung aller ihrer Wünsche überzeugt hat, legt sie sich in der Stube der Wöchnerin auf das Sopha und sinkt in einen Schlaf, wie ihn nur das ruhige Gewissen eines gesunden Gerechten kennt. Ja sie schläft nicht allein, sie schnarcht auch mit einer Kraft, daß die junge Mutter ihre Umgebung mit schwacher Stimme anfleht, das musikalische Phänomen unter jeder Bedingung aus dem Zimmer zu entfernen. Man ermuntert die Amme und ersucht sie höflich, im nächsten Gemach die Vormittagsruhe weiter fortzusetzen, allein sie fühlt sich durch diese Zumuthung so beleidigt, daß man sie nur mit vieler Mühe zu überreden vermag, ihr zweites Frühstück, eine kräftige Suppe zu essen. Es werde noch ihr Tod sein, wenn man gleich damit anfange, ihr Aerger zu bereiten, im Hause des Grafen von Stiefelberg (aus dem sie gestern, wohlgemerkt wegen Widersetzlichkeit, entlassen worden ist), habe man sie wie ein rohes Ei behandelt, und ihr täglich zum zweiten Frühstück drei große Butterbröde, mit Schinken oder Schlackwurst belegt, aufgetischt, was sie hier im Hause schmerzlich vermisse.

Die durch den Wortwechsel zwischen Amme und Krankenwärterin beunruhigte Wöchnerin fragt in fieberhafter Aufregung nach der Ursache des Lärms, und der Gemahl, dem soeben ein Bote die Ordre gebracht hat, beim Präsidenten seiner Abtheilung zu erscheinen, muß die arme junge Frau in ihrem Schrecken allein lassen. Nach einer Viertelstunde gelingt es, die schwer gekränkte Amme durch ein Kleid der Frau vom Hause zu besänftigen. Um

ihre versöhnliche Gesinnung zu zeigen, setzt sie sich auch sogleich vor den Spiegel, und zieht das hübsche Geschenk an, das freilich auf ihrem breiten Wallfischrücken anderthalb Hände weit offen bleibt. Während der folgenden sechs Wochen wird der Friede leidlich aufrecht erhalten, nur stichelt die Amme täglich, daß sie beim Grafen von Stiefelberg in der Equipage ausgefahren sei, und daß ihr die Spazierfahrten in einem gewöhnlichen Miethswagen kein Vergnügen machten. Zwar fragte sie der geängstigte Hausherr gern, in was für Equipagen sie ihre Spazierfahrten als frühere Kuhmagd, denn das war die liebe Grazie, angestellt habe, allein der Gedanke an die „Milch“ zwingt ihn zu einer frommen Denkungsart, und er erklärt bescheiden, daß seine Mittel als junger Jurist nicht ausreichend seien, Pferde und Wagen auf sechs Monate für die Amme anzuschaffen.

Sobald die Tage länger geworden sind, und die Temperatur Promenaden gestattet, bessert sich die Stimmung der Amme, aber nicht die der jungen Mutter. Die liebe Pflegerin kann nicht mit dem Säugling auf die Straße geschickt werden, ohne sofort den nächsten Congreß von Ammen auf einem Kirchhofe oder in einer Gesellenherberge aufzusuchen, und das Kind in das Gras oder auf die Bierbank zu legen, um sich geistreichen Gesprächen mit Musketieren oder Schlächtergehülfen zu überlassen. Nach drei Stunden mit dem ganz erschöpften Kleinen wieder zu Hause angelangt, und von der Mutter zur Rede gestellt, entwickelt sie augenscheinlich die Neigung das Kind aus dem Kissen zu verlieren, wenigstens läßt sie seinen

kleinen Kopf so weit hinten überhängen, wie die Landleute die Köpfe der armen, zu Markt gefahrenen Kälber. Wenn die Aussage der Köchin glaubhaft ist — freilich hat sie der Amme längst Todfeindschaft geschworen — so ist das Kind zum Entgelt für die gemachten Vorwürfe geknufft worden. Der Tauftag erheitert die Amme sichtlich, denn sie erhält von den Zeugen und Gästen an Geschenken beinahe zwanzig Thaler und benutzt dieses Fest, um sich am nächsten Morgen einen freien Tag zu machen, den kleinen Hans hungern zu lassen und ein Sparkassenbuch zu erwerben.

Der Prozeß hat in der Zwischenzeit seinen Fortgang gehabt und ist wider die Amme entschieden worden. Die Gründe, welche von den hochweisen Richtern im Urtheil angegeben waren, dürfen wir indiscreter Weise nicht veröffentlichen, allein man wird uns Glauben schenken, wenn wir sie als durchaus triftige bezeichnen. Der Unmuth der Person wird auf eine charakteristische Weise kund gegeben, sie droht nämlich, mit dem kleinen Fritz „in's Wasser zu gehen." Die Hausfrau hat in Folge dieser nichtswürdigen Redensart keine ruhige Stunde mehr, und der arme Vater sitzt an seinem Schreibtisch im Büreau unter der fortwährenden Angst, nach Hause zur Leichenschau seines Knaben und der Amme gerufen zu werden.

Eine ganze Reihe besonderer Annehmlichkeiten werden der Familie durch den weiblichen Umgang der Amme bereitet. Milchfrauen und Verkäuferinnen von Kartoffeln erscheinen an den Markttagen pünktlich um die Mittagsstunde, bringen Nachrichten von ihrem Kinde, das auf dem

Dorfe von der alten Mutter verpflegt wird, und nehmen mit gesundem Appetit an der Mahlzeit der Familie Theil.

Zu den rühmlichsten Eigenschaften der Amme gehört übrigens noch ihr Talent, während sie Nachts das Kind stillt, einzuschlafen, um dasselbe bei dieser Gelegenheit bis zum Ersticken zu quetschen. Die verdächtigen blauen Flecken an dem Körper des Knaben nehmen endlich so überhand, daß der Hausherr sich in's Mittel legt, die Entlassung der Amme vorschlägt und die Einführung der Milchflasche beantragt. Man eröffnet ihr nach dem letzten Trunk des Kleinen den Willen des Arztes, sie entfernt sich ohne eine Spur von Theilnahme, und es zeigt sich bei der nächsten großen Wäsche, daß die biedere Landmagd nicht geschieden ist, ohne verschiedene feine Kragen und gestickte Aermel als ein theures Angedenken mitgenommen zu haben; die Familie ist aber nichtsdestoweniger entzückt, das chronische Uebel losgeworden zu sein.

V.

Die Ballknaben.

„Wo ist Heinz?" fragte die Frau Geh. Commerzienräthin Linsenstein den Kutscher, der bei dem eben beendeten Diner unter der Maske eines zweiten Kammerdieners aufgewartet hatte, „er ist ja gleich nach dem Braten von Tische aufgestanden und hinausgegangen."

Johann, der Kutscher, starrte seine Gebieterin mit verwunderten Augen an und sagte dann: „Der junge Herr sind auf ihr Zimmer gegangen und schlafen."

„Abraham! Abraham! Wo ist der Junge?" rief fast gleichzeitig der großartige Seidenwaarenfabrikant Silbermann, und drückte dem Wirthe Commerzienrath zärtlich die Hand mit der Linken, während die Rechte nach der dargebotenen Cigarrenkiste langte.

„Der junge Herr schlafen auch!" lautete Johanns Antwort.

„Die Kinder haben sich gestern auf dem Balle bei dem Geheimen Rath von Popelinsky zu sehr angegriffen, lieber Silbermann," bemerkte mit elegischer Miene die Commerzienräthin, eine in neuerer Pariser Literatur sattsam belesene Dame. „Ihr Abraham hat zudem den Cotillon arrangirt, und das ist bei der heutigen Mannigfaltigkeit der Touren für einen jungen Mann von zarten Nerven keine Kleinigkeit — lassen wir die armen Kinder schlafen."

Silbermann schnitt ein geschmeicheltes Gesicht, hing seinen Arm in den des Schwagers Linsenstein und sagte: „Wir wollen wachen über die armen Kinder, Gott sei Dank, österreichische Credit-Actien und Franzosen steigen wieder!"

Die berühmten Größen der Industrie und Börse begaben sich in ein Nebenzimmer, und bald unterschied das kundige Ohr neben dem Klappern der Tassen und Theelöffel auch das Geräusch der angesetzten Whistmarken.

Steigen wir jetzt eine Treppe höher zu den armen Kindern empor. Heinz und Abraham, zwei eben nicht

Digitized by Google

schwächliche schwarzbärtige Jünglinge von 25 bis 26 Jahren, liegen in den beiden Ecken eines weitläufigen Sopha's und strecken ihre in lackirten Stiefeln endenden Beine auf zwei Stühle; ein kräftiges Schnarchen begleitet musikalisch den Schlaf der Unschuld.

Nach einer Viertelstunde öffnet sich die Thür und das Antlitz Johann's erscheint in der Thürspalte beinahe vollständig im ersten Viertel. Der Unglückliche hat von der Commerzienräthin den Auftrag erhalten, die Schläfer zu wecken, da die liebende Mutter und Tante fürchten, die Gesundheit der Kleinen könnte unter einem zu späten Genuß von Kaffee leiden.

„Pst — Pst — Pst — Hm — Hm!" intonirt der nachgemachte Kammerdiener ziemlich kräftig.

„Donnerwetter, wer stört uns da — kann man denn nirgends mehr Ruhe finden?"

„Die gnädige Frau lassen fragen —" stammelt Johann.

„Die gnädige Frau soll den Teufel fragen!" fährt Abraham, ein Charakter von sportsmännischen Neigungen, fort, besinnt sich aber, daß er diesen Auftrag seiner leiblichen Tante ertheilt, giebt dem guten Vetter Heinz einen sanften Stoß und fügt gelassen hinzu: „Was läßt die gnädige Frau fragen?"

„Ob die Herren nicht zum Kaffee kommen wollen?"

„Gleich, mein Sohn, sage der Tante: gleich — aber halt! Du kannst erst das Wachslicht auf dem Büreau anzünden."

„Johann, Du bringst den Kaffee zu uns herauf! Und

wenn Mama fragt, warum wir nicht hinunter kämen, sagst Du, ich hätte keine Lust!"

Der verkleidete Sklave flieht ohne Laut, und der als Genie in der Familie betrachtete Heinz bemerkt noch zu diesem Auftrage, daß „seine Alte" den Tabaksrauch nicht vertragen könne, und daß es doch zu viel verlangt sei, unter den Weibern zu sitzen und auf die Nachmittags-Cigarre zu verzichten.

Der Kaffee wird nach fünf Minuten servirt, die Jünglinge sinken nach seinem Genuß in die Sophaecken zurück, der blaue Dampf steigt empor, und Abraham fragt, seinen kleinen Modeschnurrbart streichend, den schönen Heinz: „Sag' einmal Heinrich, wie stehst Du denn mit Laura? Du warst gestern auffallend kalt gegen sie, obgleich sie Dich im Cotillon entschieden ausgezeichnet hat?"

„Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, so ist mir das Mädchen, so hübsch es sonst sein mag, zu unbedeutend, was fängt man heute mit fünfzigtausend Thalern an? Die Frau allein verbraucht die Zinsen, was hat der Mann davon, ich entschloß mich also, ihr das Bouquet zu verweigern. Ein Mann von Ton muß sich nicht wegwerfen! Außerdem bestimmen mich politische Gründe, der Papa liebäugelt heimlich mit den Schutzzöllnern, das taugt nicht; ich bin stets für Freihandel."

Wir überlassen diese beiden Ballknaben ersten Ranges ihrer ferneren Unterhaltung über die finanzielle Seite der Ehe und sehen uns nach einem Ballknaben jüngeren Alters um, der gleichfalls am Tage vorher mitgetanzt, aber

mehr Lebenskraft, als sein schon alternder und blasirter Bruder entwickelt, und das Dessert nicht versäumt hat.

Unten im Spielzimmer sitzt Albert zwischen Vater und Onkel und leistet eben Handlangerdienste bei dem Strohmanne, der von einem alten Freunde des Hauses, einem großen Whistgelehrten, geleitet wird.

„Was das Kind aushalten kann," bemerkt Commerzienrath Linsenstein zu Silbermann, „gestern hat es bis zwei getanzt und heute ist es schon wieder im Geschäft, als ob nichts vorgefallen wäre." Der liebende Vater läßt sein Auge auf dem jüngsten Familienmitgliede zärtlich ruhen, macht darüber einen Fehler und spielt Pique-Sieben aus.

„Papa, was thust Du?" schreit Albert, „der Gegner hat ja noch den Buben — wie kann man so spielen, wenn das Point zwei Groschen kostet."

„Nun, was sagen Sie zu dem Kinde? Was? Ein weises Kind!" ruft der entzückte Linsenstein, und schenkt seinem Albert den Werth eines Points, der Whistgelehrte aber legt sein Mienenspiel in so freundliche Falten, als es der streng geschäftliche Ernst desselben zuläßt, und sagt: „Ihr Albert kann es weit bringen im Whist, er verräth ungemeine Anlagen." Zugleich heftete er seine starren gläsernen Augen auf den Schädel des Knaben, als wollte er das Robberorgan ergründen.

„Mein Albert soll Alles lernen," fügt der geschmeichelte Commerzienrath hinzu, „Alles, denn man kann nicht wissen, was für Zeiten kommen; wenn er versteht, gut Whist zu spielen, ist er ein gemachter Mann, ob draußen gehandelt wird in Constitutionalismus oder Absolutismus. Silber-

Digitized by Google

mann weiß, ob es uns immer so gegangen ist, wie heute, aber wenn wir sonst nichts verdient haben, im Whist haben wir alle Abende unsere vier Thaler in die Tasche gesteckt."

„Ihr Kleiner hat alle Tanzpausen am Spieltische zugebracht. Sobald die Musik aufhörte, kam er geschwind an unsere Partie, setzte sich hinter mich und guckte in meine Karten; das Kind hat ausgesprochene Anlagen," brummt der Gelehrte und giebt Karten.

„Das gefällt mir," bemerkt der Onkel Silbermann, „das heißt das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen."

„Ach, wenn nicht Mama und Tante immer hinterher wären, hätte ich gar nicht getanzt; Whist gefällt mir viel besser!" ruft Albert und breitet die Karten des Strohmanns mit sachverständiger Hand auf dem Tische aus.

„Wie kannst Du nur so reden, Albert," ruft die eben in das Spielzimmer tretende Commerzienräthin aus, „befolgst Du so die Lehren, die ich Dir ertheilt habe? Die Herren verderben mir noch den Jungen! Was soll daraus werden, wenn man die Knaben schon so frühe dem schönen Geschlechte abwendig macht? Dann müssen zuletzt auf den Bällen die Mädchen untereinander tanzen und alle poetische Unterhaltung zwischen den Geschlechtern geht zu Grunde.

Der Junge flüchtet hinter den Papa, als die Mutter ihn beim Kragen nehmen und für das Reich der Anmuth retten will, und blickt ihr trotzig in's Gesicht, sie aber läßt sich nicht abhalten, ihn zu packen und aus dem Zimmer zu ziehen. Der kleine Ballknabe und Whiststudiosus wird

zwar von den alten Herren bedauert, aber keiner getraut sich, ihn zu retten. Die Commerzienräthin schleppt den so früh ausartenden Tänzer nach dem Hinterhause und übergiebt ihn dem Hauslehrer des Linsenstein'schen Stammes, um vor Nacht die zum Montage nothwendigen Schularbeiten anzufertigen und erst am Abendtische wieder sichtbar zu werden.

Unten im Theezimmer hält sich aber noch eine andere, höhere Sorte, als die beiden, eben beschriebenen Species von Ballknaben, auf. Es ist nur halb wahr, daß die reiferen Herren heute vom Tanz nichts mehr wissen wollen und das zarte Geschlecht grundsätzlich fliehen. Im Gegentheil steht fest, daß unverheirathete Herren, die vom Leben vollständig abgenutzt und nur noch dazu gut sind, als alte Sachen verkauft zu werden, noch einmal in einen schönen Spätherbst verfallen, leichtsinnige Ballknaben werden, sich unter die Damenflora mischen, und zu den Füßen der jüngsten und blühendsten Schönheiten schwärmen und schmachten.

Wir finden in einem liebevollen Lehnsessel ruhend eines der seltensten Exemplare dieser Gattung zwischen den beiden Schwestern: ihren Bruder, einen bemoosten Ballknaben. Er hat gestern seinen Lebenskräften das Aeußerste geboten und muß heute schwer dafür büßen. Vor ihm stehen mehrere Flacons mit aromatischen Wassern, ein Gläschen mit Baldriantinctur und eine Schachtel mit Brausepulver. Der Ballknabe läßt sich von den gerührten Schwestern trösten. Sie betrachten ihn in seinem ehelosen Zustande als einen Gegenstand des Mitleids und

zugleich als den Genius ihrer ehemaligen Jugend, als das wohlconservirte Symbol ihrer eigenen Ballzeit. Wenn sie die ausgestopfte, mühselig im eleganten Zuschnitt der Mode erhaltene Gestalt sehen, geht ihnen das Herz auf, sie denken an selige Stunden, an händedrückende Lieutenants, an die ehemaligen Françaisen und Ecossaisen; allein sie lassen sich durch den mächtigen Hang ihres Geschlechts bestimmen und suchen den Bruder zum Heirathen zu bewegen. Sie malen ihm die Reize des Familienlebens mit so hinreißender Ueberredung aus, daß der arme Ballknabe einen tiefen schmerzlichen Seufzer ausstößt. Er gaukelt zwar gern um holde Blumen, aber im Geheimen zittert er vor ihnen, und doch fürchtet er eigentlich nicht sie, sondern nur sich selbst, seine Ruinenhaftigkeit. Sein Gewissen meldet sich, das genossene Gute seines Junggesellenlebens.

„Wird mich denn noch ein junges Mädchen nehmen? Es käme mir ja gar nicht auf Vermögen an, nur schön und liebenswürdig müßte sie sein! Wird sie mich denn auch — pflegen wollen?" Diese Redensart beendet regelmäßig die Vorschläge seiner Schwestern und verfehlt niemals, ihnen Stillschweigen aufzuerlegen. Sie lieben ihren Bruder, sie möchten ihn gern von der Tyrannei eines alten Bedienten befreit und glücklich sehen, allein der Corpsgeist der Feminina legt ihnen nach der letzten Frage entschiedenes Stillschweigen auf. Ob pflegen, oder nicht? das ist die Frage, welche melancholisch in ihren Gemüthern nachhallt.

Der verrottete Ballknabe aber versinkt in ein unheim=

liches Schweigen. Nicht die anmuthigen Nymphen des gestrigen Balles steigen vor seiner Einbildungskraft auf, sondern in rächender Gestalt ein frecher Schwur, den er in den Jahren der Blüthe gethan: nicht eher zu heirathen, als bis er nicht mehr so viel Kräfte besitze, den Stiefelknecht unter dem Bette hervorzulangen und dazu weiblicher Hülfe bedürfe! Die Zeit ist da — aber die Hülfe fehlt dem alten Ballknaben!

VI.

Harmlose Beobachtungen.

Der Hang zur Beobachtung des Thuns und Treibens unserer lieben Mitmenschen ist entweder angeboren, oder er wird, gleich so vielen Uebeln der Civilisation, in der Gesellschaft künstlich erzeugt und weiter entwickelt. So lange der Mensch in dem Zusammensein mit andern Personen durch nichts in seiner ursprünglichen Unbefangenheit und Heiterkeit gestört wird, pflegt sich in ihm die Reflexion nicht zu regen, und er genießt den Augenblick, weil er sich nirgends im Widerspruch mit seinen gleichgesinnten Gefährten fühlt. Diese an das goldene Zeitalter erinnernde Situation kommt aber in der heutigen Gesellschaft nur noch äußerst selten vor. Vielmehr ist in den meisten Fällen der Widerspruch zwischen den Gesinnungen Vieler oder Aller eine bekannte Thatsache, und eine wunderliche

Art elektrischer Spannung von Hause aus der moderne gesellige Zustand. In den Kreisen des gewöhnlichen ehrlichen Mannes pflegt durch die Offenheit der Sitten für eine sofortige Verbesserung einer solchen drückenden Atmosphäre gesorgt zu sein. Man trägt kein Bedenken, alle Meinungsverschiedenheiten durch Gefechte der Zungen und der Fäuste auszugleichen, und lebt mithin bei stets gereinigter Luft in einem weit besseren moralischen Dunstkreise, als die gebildetere Welt. Da bei dieser die beiden genannten Gewaltmittel nur in ungewöhnlichen Fällen vorkommen, folglich ohne die Möglichkeit einer Ausgleichung eine fortwährend beunruhigende Aufregung unterhalten wird, sieht sich Jeder zu einiger Heuchelei veranlaßt und daher auch zur stillen Beobachtung des Mitbürgers, noch mehr aber der Mitbürgerin, genöthigt.

Diese gegenseitige stille Beobachtung, so unerläßlich sie sein mag, ist doch das Grab der Freude in allen Zusammenkünften der Menschen, und der eigentliche Grund, warum so viele wohlgesinnte Charaktere die Gesellschaft fliehen und ein ungetrübtes ruhiges Leben in möglichst tiefer Einsamkeit vorziehen. Aber die Beobachtung ist noch zu ertragen, wenn sie sich geschickt zu verbergen versteht. Dann fügen wir uns in sie, wie in so manche andere Unbequemlichkeiten, welche durch lange Gewohnheit nicht mehr drückend erscheinen. Aeußerst unheimlich und lästig wird jedoch die Beobachtung in der Gesellschaft, sobald der Beobachtende die Resultate seiner geheimen Geistesthätigkeit nicht mehr für sich behält, sondern dieselben, sei es durch mimische, sei es durch rednerische Merkmale, kund

Digitized by Google

giebt, und so zu einem Kampfe, zu einer sofortigen Vergeltung herausfordert, ohne daß die Gesetze eines artigen Verkehrs eigentlich weder ihm eine solche Herausforderung, noch dem Gekränkten die Entgegnung auf dieselbe gestatten.

Es giebt sogar eine erkleckliche Anzahl Personen, welche von der fortwährenden Beobachtung innerlich so angefressen sind, weil ihre Gemüthskräfte dieselbe nicht wohl ertragen konnten, daß sie ihr durch fortwährende kleine Angriffe auf andere Individuen beständig Luft machen müssen, wenn sie nicht selber in der inneren Gährung ersticken sollen. Wir begegnen hier jener, heute mehr denn je verbreiteten Stimmung, welche man mit dem Worte Ansäuerlichkeit bezeichnen kann.

Gewöhnlich begeht man den Fehler, diese bekannte Eigenschaft gewissen Frauenzimmern ausschließlich beizulegen, und vorzüglich hoffnungslose alte Jungfrauen und Wittwen derselben zu beschuldigen. Zugegeben, daß die anätzende Beobachtung und die sich daraus nach den Gesetzen der psychischen Chemie entwickelnde Ansäuerlichkeit bei Frauenzimmern besagter Klasse am deutlichsten hervortritt, so zeugt es doch von großer Oberflächlichkeit, sämmtliche Schuld auf sie zu bürden und alle sonstigen Ansäuerlichen zu übersehen. So gut wie die Hysterie heute nicht mehr das alleinige Eigenthum des weiblichen Geschlechts ist, sondern gar häufig in der Männerwelt auftritt, äußert sich auch die Ansäuerlichkeit beim starken Geschlechte, und selbst unter den heutigen Kindern, Knaben und Mädchen.

Treten wir in eine Gesellschaft, so pflegen sich alle Ansäuerlichen schon durch den eigenthümlichen Zuschnitt ihres Grußes zu verrathen. Männer verbeugen sich, als ob sie unter Rock und Weste ein Panzerhemd versteckt trügen, Frauen und Mädchen mit einer Miene, als ob sie dem zu Grüßenden eine alte Beleidigung nachzutragen hätten. Gemeinhin spricht sich diese Modification des Gemüthes zugleich in der Gesichtsfarbe aus. Sie pflegt ein wenig an den Teint eines sich dem Greisenalter nähernden Käses zu erinnern. Das Weiße im Auge zeigt eine gelbliche Färbung und die Lippen der meisten Patienten sind festgeschlossen. Hört man sie während des von Andern geführten Gespräches, ohne daß sie eine Sylbe hinzugefügt hätten, plötzlich ein kurzes trockenes Gelächter ausstoßen, so kann man seiner Sache vollkommen gewiß sein. Sehr verdächtig sind ältere Damen mit auffallend vielen Schleifen und Bändern an den Hauben, so wie Herren mit weißen steifen Halsbinden, an denen sie unruhig das Kinn reiben. Wenn sie ihre Finger langsam zwischen Hals und Binde stecken, diese zu lüften suchen und dabei mit den Augen zwinkern, gehe man ihnen gleich aus dem Wege. Diese pantomimischen Zeichen verrathen den Zustand ihres Gemüthes, das gleichfalls eingeschnürt in unleidliche Formen, sich gern an den Geschöpfen der Außenwelt rächen möchte. Scharfe Tenöre bei Männern, abgewetzte Soprane bei Frauen, gehören gleichfalls zur Ansäuerlichkeit. Ein kräftiger Baß und ein jugendfrischer Sopran wurzeln nie in einem solchen kalten und unfruchtbaren Boden.

Bald nachdem man sich mit einem der Ansäuerlichkeit

verdächtigen Subjecte in ein Gespräch eingelassen hat, fühlt man sich oft äußerlich unangenehm durch etwas luchsartig Lauerndes in seinen Augen beleidigt, welches um so mehr hervortritt, je weniger ihm Umstände aus eurem Leben, Schwächen in eurem Character, Mängel an eurer Außenseite bisher bekannt geworden sind. Seid ihr von ihm bereits hinlänglich durchschaut, so macht sich die erwähnte Schärfe des Blickes minder bemerkbar. Der oder die Ansäuerliche warten vielmehr ganz geduldig, bis ein Tropfen von ätzender Schärfe angebracht werden kann. Folgendes Beispiel mag zur Erklärung dienen. An einem Theetische wird mit anscheinend philosophischer Ruhe von Zimmereinrichtungen in Gegenwart eines ansäuerlichen Frauenzimmers geredet, und verschiedener, durch die Pracht ihrer Möbel ausgezeichneter Haushaltungen Erwähnung gethan. Zuletzt nennt man auch die Einrichtung eines reichen Emporkömmlings, der wider den Willen seiner etwas geizigen und nicht ganz feinen, oder in Redensarten behutsamen Frau, mehrere Zimmer zu Gesellschaften sehr reich ausstaffirt hat. Wohlbemerkt sitzt neben dem ansäuerlichen Frauenzimmer ein Herr, der in dem erwähnten Hause zuweilen eingeladen wird, und, durch Geschäftsverbindungen gezwungen, hingehen muß. Nun bemächtigt sie sich im geeigneten Augenblicke des Wortes, tadelt den Mann seiner Verschwendung wegen, lobt die Frau als eine gute und sparsame Wirthin und rügt nur strenge ihre Neigung zu Kraftausdrücken. So habe sie neulich, allerdings nur im engsten Verwandtenkreise und höchsten Unmuth zu ihrem Manne gesagt: „Du wirfst das Geld für die theuren

Möbel, Teppiche und Silbergeschirre doch zum Fenster hinaus, um deine „Schweinefreunde" bei dir zu sehen!" Das sei unverantwortlich, unleidlich von einer Frau, wenn der rohe Ausdruck selbst auch durchaus wahr sei und auf jeden Einzelnen der Freunde vollkommen passe. Die Ansäuerliche bringt diesen Effect nicht sanft und heuchlerisch liebenswürdig hervor, als ob sie von der Bekanntschaft ihres Nachbars nichts wüßte, nein, sie spielt die Redensart wie einen hohen Trumpf aus, sie will die Wirkung auf den tiefgekränkten Menschen mit vollen Zügen genießen und ihr verbittertes Gemüth daran wahrhaft laben. Wer ein lebhaftes Temperament besitzt, kleine Schwächen nicht zu verbergen versteht, mit Offenheit spricht und vermöge seines Berufes von vielen Menschen gekannt ist, fällt unvermeidlich den Ansäuerlichen zum Opfer, wenn und wo er mit ihnen zusammentrifft. „Leben Sie denn noch?" vernahm ich plötzlich hinter mir in einer großen Gesellschaft, als wir uns zu Tische setzen wollten, von einer freundlichen theilnehmenden Männerstimme, und zugleich umklammerten zwei fleischige Hände zärtlich meine Schultern, „meine Frau und ich, wir haben seit Jahren geglaubt, Sie seien gestorben?" Die Feinheit dieser Ansprache an einen Menschen, der Schriftsteller ist, Kinder hat, und eben zu essen gedenkt, ist bewunderungswürdig. Sie gehört zu den glücklichsten Eingebungen der Ansäuerlichkeit. Dem Manne selber hatte ich nie eine Kränkung zugefügt; aus ihm sprach die reine Seligkeit eines immer mit dem Dolch auf der Lauer liegenden Gemüthes.

Es ließen sich leicht viele Bogen von Beispielen histo-

Digitized by Google

rischer und unhistorischer ansäuerlichen Größen anführen, allein Jeder wird den nöthigen Belag aus eigenen Erfahrungen und Leiden zu liefern wissen. Die Ursachen der Ansäuerlichkeit pflegen häufig unglückliche Ehen oder Ehelosigkeit, heimliche Sorgen, unerträglicher Druck im Amte, böses Gewissen, getäuschte Hoffnungen und unheilbare körperliche Leiden zu sein, und so eher das Mitleid, als den Zorn des Gekränkten zu erregen. Wir reden aber eigentlich von den Wollüstlingen in der Ansäuerlichkeit. Ihnen ist nur wohl, wenn sie gleich dem Neuntödter, mitten unter einer Anzahl an Dornen gespießter Käfer, auf dem Zaune sitzen, und eine üppige Mahlzeit halten können. Mit einem etwas ernsthaft aussehenden Kaufmanne reden sie nicht von einem hoffnungsvollen Sohne, einem begabten Studenten, sondern von schmachvollen Bankerotten, einem Schwindsüchtigen erzählen sie nicht beiläufig von Reisen in fernen Landen und wärmeren Klimaten, sondern beklagen sich selber über Bruftschmerzen, oder machen ihm liebevolle Vorwürfe, daß er bei dem rauhen Wetter das Haus verlassen habe, einem Arzte gegenüber loben sie die Kuren mit Apfelwein, sprechen sie einen Beamten, so rühmen sie die Unabhängigkeit und die reichlichen Einnahmen des Handelsstandes, sie sind über alle Maaßen entzückt, wenn sie ihre Sonde richtig in die blutige Stelle im Herzen jedes Menschen gesenkt haben.

Bisweilen entsteht dieser Hang aus einer großen Schwäche und Hülflosigkeit eines Charakters. In der Furcht, angegriffen zu werden und sich nicht vertheidigen zu können, bemächtigen sich solche Menschen nicht selten

der Offensive. Etwas Aehnliches findet sich bei jungen Mädchen, wenn sie bei der ihnen wohlbewußten gänzlichen Wehrlosigkeit der Unschuld, Sitte und mangelhaften Erfahrung doch mit satyrischen Neckereien keck den Anfang machen. Bei den Ansäuerlichen der letzten Gattung liegt freilich keine so anmuthige Eigenschaft zum Grunde, sondern nur eine breite Verschwommenheit des Innern.

Die Ansäuerlichkeit ist im Ganzen eine Krankheit der mittleren Jahre bei Männern und Frauen. Wenn der Schatten hinter dem Menschen länger wird und die Abendsonne grade in sein Gesicht scheint, entwickeln sich fast immer Ruhe und Stille in seinem Herzen. Die kriegerische Lust vergeht, die Sehnsucht nach Frieden erwacht und die Beobachtung sucht mit Vorliebe nur die guten Eigenschaften der Menschen auf. Leider entwickelt die heutige Erziehungsweise aber schon unter den Kindern, namentlich unter den Knaben, die ursprünglichen Anlagen zur Ansäuerlichkeit. Die Hausflüchtigkeit der modernen Eltern, die Verbannung der Kinder unter Fremde und Dienstboten, ihre Behandlung in manchen Schulen, schlechte Ernährung, und dann wieder an festlichen Tagen Ueberfluß und prahlerische Schaustellungen, trüben nur zu oft das kindliche Gemüth. Daß Jungen ihren Schulmeister auf die Thürplatte oder die Scheunenwand zeichnen, ist oft von humoristischen Künstlern für Ausstellungen gemalt worden, aber noch Keiner hat jenen kleinen Buben verewigt, den wir seinen eigenen Vater, der in der Kirche eingeschlafen war, schadenfroh mit Bleistift innerhalb des Gesangbuchdeckels abconterfeien sahen.

In manchen Gesellschaften sieht man kleine Knaben mit schwarzen Jacken, Schuhen und Strümpfen in den Winkeln stehen, die Nasen rümpfen und einander ansäuerliche Bemerkungen in die Ohren flüstern. Sie sind wohlgerathene Söhne vom Hause und werden zum besten Ton herangebildet. Da sie den erwachsenen Herren nicht trauen, suchen sie ihre Sporen an den Leibbedienten zu verdienen und üben sich an ihnen in den Anfangsgründen der boshaften Redekunst. Aufmerksame Pädagogen wissen, welche Unzufriedenheit solche griesgrämige Jungen in Schulklassen verursachen können. Jede heftige Prügelei pflegt indirect durch ein Exemplar dieser Gattung angeregt zu sein.

Fragen wir nun aber nach dem Nutzen der Ansäuerlichkeit, so muß uns jener Spruch des größten Menschenkenners unter den Dichtern trösten:

> Was nur auf Erden lebt, da ist auch nichts so schlecht,
> Daß es der Erde nicht besondern Nutzen brächt'.

Die Gesellschaft schöpft den meisten Stoff ihrer Unterhaltung aus der rastlosen Thätigkeit der Ansäuerlichen. Wie die modernen Menschen sich einmal zu einander verhalten, mit einander verkehren, gedeiht ihr Frohsinn am besten in einer solchen verderbten Sumpfluft. Das wilde Durcheinander des Lebens hat die Wenigsten so unversehrt erhalten, daß sie nicht einen Anflug von wonniger Schadenfreude spüren sollten, so oft einem ihrer lieben Brüder auf geschickte und unerwartete Weise Schmerzen bereitet werden.

In dem Walten der Natur verbinden wir mit dem Worte Sauerstoff nur die Begriffe des Schaffenden,

Ernährenden und Erhaltenden; es spricht nicht für den Sauerstoff in der Complexion des Menschen, daß die Sprache die Redensart geschaffen hat: Einem sein Leben sauer machen.

VII.

Die Schule der Neutralität.

Unter allen conservativen Geschäften des Erdballs stehen die Commerzienräthe oben an. Sie sind royalistischer als die Könige, friedliebender als die sanften Thiere, aus deren Wolle sie oft vortreffliche Stoffe weben lassen, nachgiebiger als feuchter Pfefferkuchen, und ruheliebender, als das vor- und nachsündfluthliche Faulthier. Mein Freund und Gönner, der Commerzienrath F. ist vielleicht der Flügelmann dieser ausgezeichneten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Er hat durch patriotische Dienste unter dem Ministerium Manteuffel den rothen Adlerorden vierter Klasse und den hohenzollernschen Hausorden erworben, er betheiligt sich bei allen loyalen Subscriptionen, seine Diners genießen einen achtungsvollen Ruf in der höheren bureaukratischen Sphäre, und nicht selten werden aus seinen Salons ältere Geheimräthe, die zu tief in seine grünen Rheinweinpokale geblickt haben, in stillgelegene Nebenzimmer geführt, auf Sopha's ausgestreckt und dem besänftigenden Schlummer überlassen. Com-

merzienrath F. erhält an der Kasse immer Theaterbillets, und wenn sie noch so selten sind, bei allen Unternehmungen steht sein Name immer unter den Comitémitgliedern, als Stadtverordneter wird er immer wieder gewählt, und unter den Aeltesten der Kaufmannschaft kann er „das alte Haus" genannt werden.

Aus dieser kurzen Beschreibung wird man entnehmen können, daß der Commerzienrath durch die seit Neujahr angeregte europäische Bewegung vollständig aus seinem gewohnten Geleise gebracht worden war. Der berühmte Neujahrsgruß des Retters der Gesellschaft und Erkorenen von sechs Millionen hat alle seine Theorien über Neujahrswünsche umgestoßen und sein Gemüth mit Kummer über die Unzuverlässigkeit, selbst der ausgezeichnetsten Charaktere erfüllt. Er hatte einst für den großen Mann geschwärmt, die Deportationen nach Lambessa und Cayenne waren ihm nicht unangenehm gewesen, selbst das Sicherheitsgesetz beleidigte nicht sein Zartgefühl, denn seine eigenen Papiere, deren er zu einer jährlichen Vergnügungsreise nach Paris bedurfte, waren stets in bester Ordnung, und die Gegner des großen Retters galten ihm für gleich gefährliche Feinde der Gesellschaft, wie jene Lotterbuben, welche einmal die Fensterscheiben seines Weinkellers mittelst eines Pechpflasters eingedrückt und eine beliebte ältere Sorte bis auf wenige Flaschen ganz ausgeführt hatten. Der Neujahrstag mit seiner kurzen Festbemerkung, welche mehr Aufregung in der Welt hervorgebracht hat, als die längsten Vorträge der berühmtesten Redner, mußte ihn an der Friedensliebe seines Abgottes stutzig machen; die her-

abgehenden Course vollendeten das Werk. Der Commerzienrath überzeugte sich allmählich, daß der Mann des Staatstreiches damit umgehe, den Boden unter den Füßen aller europäischen Monarchen zu lockern, und daß das gleichbedeutend sei mit einem verwegenen Eingriff in die Rechte aller Commerzienräthe.

Wir finden unsern Gönner in den letzten Tagen wieder, wie er im Lehnstuhl neben seiner Gemahlin und der Kaffeemaschine sitzt, zwei Gegenständen seines Haushaltes, die ihn zu den tiefsinnigsten Betrachtungen zu veranlassen pflegten. Er hält in seiner Linken die Zeitung, welche mit seinen politischen Gesinnungen am meisten übereinstimmt, die wir aber nicht nennen, da die Redactionen stets leicht zu beleidigen, in der gegenwärtigen Zeit aber besonders reizbar sind. In der Rechten hält er nur eine Cigarre, aber sie verdient von jedem Menschenfreunde gehalten zu werden, und ist mit achtzig Thalern bezahlt worden, als die Bankpapiere noch theurer und die Cigarren billiger waren.

„Ich begreife nicht," sagte der würdige Mann, „was diese süddeutschen Zeitungen mit ihrem Kriegsgeschrei wollen; nach meiner Meinung hat Preußen in diesem Conflict nur eine Aufgabe, und es ist die: neutral zu bleiben. Wenn der Prinz-Regent, den der Himmel uns viele Jahre erhalten möge, mich nach meiner Politik fragen würde, ich wüßte nichts besseres zu thun, als ihm die strengste Neutralität zu empfehlen, denn ist die Lage Preußens, Englands und Rußlands nicht ganz dieselbe, wie die der drei Spieler in einer Partie Klabbergaß; die

Karten gefallen ihnen nicht, und sie werfen sie bei Seite. Wer will mich zwingen zu spielen, wenn ich nicht den Gaß (Buben) habe, und will Preußen zwingen, mobil zu machen und an die Grenze zu rücken, wenn es keine Lust dazu und keinen Vortheil davon hat?"

„Lieber Alfred," antwortete die Frau vom Hause, „ich bin weit davon entfernt, Deine politischen Ansichten zu bekämpfen, allein Du wirst mir doch zugestehen, daß Du Dich schon mit mehreren Deiner Freunde durch Deine Liebhaberei für die Neutralität erzürnt und vollständig überworfen hast?"

„Ein Diner, und sie sind Alle versöhnt. Ich kenne meine Freunde!"

„Das mag sein, aber selbst in unserem Geschäfte machst Du Dich unpopulär; die Köchin erzählte mir gestern, wie die Hausknechte mit dem Fuhrmann des Spediteurs über Dich geredet haben — das kann mir, als Deiner Frau, nicht gleichgültig sein."

„Mir ist es vollkommen gleichgültig. Ich bin ein Schüler des vorigen Ministeriums; die öffentliche Meinung ist für mich nicht mehr, als der beschränkte Unterthanenverstand. Den beiden Hausknechten und dem Fuhrmann gegenüber stütze ich mich auf die Gewalt der Bajonette; verstehst Du mich?"

„Aber, theuerster Alfred, wer wird denn so hartnäckig sein!"

„Wäre der Großherzog von Toskana hartnäckiger gewesen, er befände sich bei dem gegenwärtigen schönen Wetter noch in Florenz; schöpfen wir Privatleute min-

bestens gute Lehren aus den Fehlern der Fürsten. Ich kann nicht, wie Machiavell, einen Principe schreiben, aber ich will mir Alles, was heute geschieht, wenigstens hinter die Ohren schreiben."

Der Commerzienrath hat kaum diese bedeutungsvollen Worte ausgesprochen, als rasch an die Thür geklopft und diese dann aufgerissen wird. Der Neffe und Mündel des Commerzienrathes stürzt herein und ruft: „Onkel, ich bin einberufen, ich muß mit. Gott sei Dank, daß der verdammte Schreibedienst und die ewige Rechenknechtschaft einmal aufhört."

„Du mußt mit? Wer hat das gesagt? wo steht das geschrieben?" fragt betroffen der Onkel, nimmt die Cigarre aus dem Munde und läßt den Rauch von den unbewußt geöffneten Lippen, wie aus dem Schornstein einer friedlichen Hütte, während ringsum das Gefecht tobt, gen Himmel steigen.

„Hier, zur Kriegsreserve einberufen!" triumphirt der Neffe.

„Wie kann man Dich, als meinen einzigen Neffen, einberufen; ich werde als Dein Vormund dagegen protestiren."

„Das würde Dir wenig helfen und ich würde mich auch nicht weiter darnach richten, mit Deiner Erlaubniß."

„Aber ich brauche Dich im Geschäft zu nothwendig!"

„So wirst Du einen älteren Mann engagiren, der vielleicht obenein Frau und Kinder zu ernähren hat. Es laufen bei den schlechten Zeiten genug brotlose Correspondenten umher."

„Gerechter Gott, das muß mich und meine soliden politischen Ueberzeugungen treffen. Diese Schwärmerei für das einige Deutschland ist seit elf Jahren eine ansteckende Krankheit geworden. Wir haben früher davon so wenig, als von der Cholera und von der Kartoffelkrankheit gewußt," seufzt der Onkel.

„Am Montag muß ich nach Potsdam!" jubelt der Neffe, und drückt der Tante die Hand, um sie ein wenig zu trösten.

„Und was soll aus Deinem braunen Mecklenburger werden? Du weißt, daß ich nicht reite und auch keine Lust habe, mich auf Roßtausch und Roßtäuschung zu legen."

„Der Braune ist auch aufgeschrieben und muß in den nächsten Tagen auf die Pferderevue nach Köpenick, auch Deine beiden Grauschimmel sind notirt. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!"

„Also das nennt man Neutralität? Also das ist die vielgerühmte Besonnenheit Preußens? Womit soll ich denn Abends in den Thiergarten und nach dem zoologischen Garten fahren, wenn meine Grauschimmel für tauglich befunden werden?" ruft höchst entrüstet der Commerzienrath, und schlägt auf den Tisch, daß die Tassen klirren und der Aschbecher einen Saltomortale macht.

„Dann wirst Du die Pferde von einem Fuhrherrn miethen, und Dich, in Deinem bequemen Halbwagen sitzend, damit trösten, daß die Grauen dem Vaterlande einen Dienst leisten und an einem Zwölfpfünder mitziehen."

Der Commerzienrath will auffahren, aber die Hausfrau beschwichtigt ihn mit den sanften Worten: „Alfred,

Alfred!“ Er besinnt sich und sagt: „Meine Grauen sollen Zwölfpfünder ziehen? nein, das überleben sie nicht. Niemals bin ich weiter mit ihnen gefahren, als bis zum Spandauer Bock, und wenn das Wetter an Winterabenden schlecht war, habe ich sie stets zu Hause gelassen und eine Droschke genommen, oder bin zu Fuß gegangen. Nein, solche distinguirte Pferde kann die Artillerie nicht brauchen. Außerdem sind sie zu alt und zu bequem!“

„Aber, lieber Onkel, ich kann Dich nicht mehr begreifen. Wenn es sich um die Existenz von ganz Deutschland handelt, wenn es auf der Hand liegt, daß wir Preußen früher oder später diesseits der Alpen von Frankreich so an der Nase umhergezogen werden, wie Oesterreich seit vier Monaten jenseits der Alpen; wie kannst Du Dich da um ein paar alte Pferde ereifern?“

„Das verstehst Du nicht, junger Mensch,“ eifert der Alte, „ich sage Dir, es kann kein Krieg geführt werden, kennst Du die heutige Welt? Wie will man Krieg führen in Europa, wenn für die vorhandenen Werthe dreimal so viel Papiere umlaufen? Es ist mir nicht um die Grauschimmel zu thun; es ist um die Papiere. Dir wird es auch nicht gleichgültig sein, ob Du ein schönes Erbtheil, oder ein Packet Fidibus hast!“

Der Neffe schweigt bei dieser Aufwallung vorsichtig, und flüstert einige Worte mit der verstimmt schweigenden Tante, da tritt Karl, der Bediente, ein und meldet den jüngsten Comptoirgehülfen Moses an; er wünsche den Herrn Commerzienrath zu sprechen. „Laß ihn herein,“

ruft der alte Herr, „was kann der Moses wollen, ich habe keine Idee davon?"

Der jüngste Comptoirgehülfe tritt ein; er ist ein kleiner, aber kräftiger Jüngling von einundzwanzig Jahren, etwa von der Statur, wie man sich den Horaz nach der Beschreibung des Suetonius vorstellt, aber italienischer, wenn man will, orientalischer. Er macht eine graziöse Verbeugung, der man noch die Lection der Tanzstunde ansieht, und sagt mit festem Tone: „Herr Commerzienrath, ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, aus Ihrem Geschäft zu treten, ich werde Soldat!"

„Sie sind ein Narr, Moses, und haben wahrscheinlich gestern Maitrank getrunken, den Sie nicht vertragen können, kommen Sie mir nicht mit solchem Unsinn."

„Ich spreche im Ernste, Herr Commerzienrath, und habe gestern und heute nur schlechten Kaffee getrunken," antwortete Moses mit vielem Ernste.

„Nun, das ist eine schöne Geschichte, da überschlägt sich Ihr Vater in Frankfurt. Sie werden nicht fort, Moses, ich muß für Sie stehen, ich habe es Ihrem Vater schriftlich versprochen."

„Mein Vater wird nichts dagegen haben!"

„Ihr Vater wird viel dagegen haben; das muß ich besser wissen. Ihr Vater ist ein jüdischer Rittergutsbesitzer und hat sich gegen mich auf das Bitterste gegen das Herrenhaus ausgesprochen, was wird er sagen, wenn sein Sohn unter die Soldaten läuft, und läßt sich von den Söhnen und Verwandten des Herrenhauses commandiren!"

Digitized by Google

„Herrenhaus!" ruft Moses und zuckt die Achseln, „wie wird es in Deutschland aussehen, wenn das Herrenhaus wieder zusammenkommt. Ich sage Ihnen, Herr Commerzienrath, es wird dann nicht mehr auf uns jüdische Leute schimpfen. Wenn ich nicht hier Soldat werde, gehe ich nach Wien und lasse mich bei den Freiwilligen anwerben."

„Gerechter Gott, was wird aus dem Menschen!" stöhnt der Alte und fällt wieder in den Lehnstuhl, aus dem er sich gegen den Freischärler Moses zornig erhoben hat. „Noch vor einem halben Jahre glaubte man von diesen jungen Leuten, daß sie nichts im Sinne trügen, als auf der Universität sich mit einem Brotstudium abzugeben, mit der Elle und am Wechseltisch zu hanthieren, und jetzt spucken sie Bajonette um sich — gehen Sie auf Ihr Zimmer, Moses — ich schließe Sie sonst ein und schicke eine telegraphische Depesche an Ihren Herrn Vater — Sie sind ein Idealist!"

Nach diesem entscheidenden Votum dreht sich der kriegslustige Moses, ermuntert durch einen Blick des Neffen, kurz um, und geht mit so festem Tritt ab, daß an der Bestimmtheit seines Entschlusses nicht zu zweifeln ist. Der Neffe bemüht sich inzwischen, den alten Herrn auf andere Gedanken zu bringen und ihn von der Unklugheit und Unsittlichkeit der Neutralität Preußens gegenüber der großen deutschen Sache zu überzeugen, allein der Commerzienrath hat sich zu sehr in die Philosophie des Starken verrannt, der ruhig zurückweicht, als daß er den großen Gedanken der Situation des Vaterlandes begreifen, seine geschichtliche Zukunft fassen könnte. Als der Mann der Stagnation

Digitized by Google

und des goldenen Kalbes will er von keiner Kriegsbereitschaft, von keiner Anleihe, von keinem Ausfuhrverbot wissen, sein Raisonnement stützt sich auf das angeblich glückliche Befinden Preußens während des Krieges in der Krim. Er erhebt sich endlich und befiehlt dem Bedienten, dem Kutscher zu sagen, er solle anspannen.

„Entschuldigen der Herr Commerzienrath," antwortete Karl triumphirend, denn er hat als ein wohlerzogener Diener das ganze lehrreiche Gespräch an der Thür behorcht, „Johann ist nicht zu Hause."

„Um diese frühe Stunde? Wer hat ihm erlaubt, auszugehen? Liebe Frau, hat er Dir etwa davon Anzeige gemacht?"

„Herr Commerzienrath werden vergessen haben, Johann ist ja zum Militär einberufen worden, und muß sich heute bei den Dragonern stellen, wo er sonst gedient hat!" meint Karl mit höhnischem Tone, denn auch er, obgleich durch eine Anzahl Ueberbeine und zwei steife Finger vom Militärdienst befreit, ist kein Freund der französischen Freiheitspropaganda, und hat in der Bedienten-Ressource wiederholt mit Entschiedenheit ausgesprochen, daß die Franzosen diesen Artikel zu Hause selber nothwendiger, als irgend ein Stamm in Italien, brauchten.

Der alte Herr sucht sich bei dieser niederschmetternden Nachricht zu fassen und brummt nur in den Bart, es könne noch so weit kommen, wenn alles junge und rüstige Volk unter Waffen trete, daß ein Elite-Corps aus Berliner Commerzienräthen gebildet werde, und er selber, mit einer Pike in der Hand, am Brandenburger Thor Schild-

wacht stehen und herausrufen müsse. „Ist es denn wirklich so nothwendig, daß wir uns rüsten, Amalie; ich bitte Dich um Deine unmaaßgebliche Meinung?" sagt er schließlich zu seiner Gattin, die in der Zwischenzeit den Kammerbericht in der Zeitung gelesen hat.

„Du giebst doch etwas auf einige Abgeordnete, obgleich Du zu keiner Partei gerechnet sein willst," antwortet die kluge Frau, „aber in der gestrigen Sitzung sind Reden gehalten worden — Du wirst sie ja lesen, sobald Du Dich wieder beruhigt hast. Selbst Dein Simson hat sich auf eine Weise ausgesprochen — nun, Du kannst Dich selbst überzeugen. Nach meiner Meinung wäre es gerathen, jetzt endlich aus der Neutralität herauszutreten und eine bestimmte Farbe anzunehmen."

Der Commerzienrath ergreift bei dem Citate des Namens Simson das Zeitungsblatt und liest ohne Unterbrechung seine Rede. Als er geendet, faltet er mit wehmüthigem Blicke das Blatt zusammen und sagt: „Der Mann hat Recht, Amalie, Simson kann nicht Unrecht haben; ich muß umlernen, der Mensch kommt doch sein Lebenlang aus einer Schule in die andere. Erinnere mich doch Nachmittags daran, daß ich noch vor Abgang der Post an Moses Vater schreibe. Ich habe nichts dawider, daß der Junge sich mobil macht!"

Digitized by Google

VIII.

Das Mädchen der Gegenwart.

Welche Vorstellung wird sich die Malerei der Zukunft von dem deutschen Mädchen machen, welches in unseren Küchen waltet, den Haarbesen schwingt, die Fenster putzt und alle jene Nothwendigkeiten besorgt, für welche die Hände der heutigen Hausfrauen zu zart geworden sind? Die Köchinnen, Haus- und Stubenmädchen des Mittelalters sind bei den Malern der Gegenwart sehr gut weggekommen. Wo wir sie in Kunstausstellungen und Privat-Galerien in Oel und farbigen Stiften antreffen, gehören sie zu den zierlichen Geschöpfen des weiblichen Geschlechts, beschäftigen sich in gewölbten Küchen voll der blanksten und kostbarsten Geräthschaften mit vortrefflichen Früchten, seltenem Wildpret und feinen Weinen, und stehen an Idealität nur jenen Jungfrauen nach, die mit Lauten auf Söllern sitzen und in die Ferne schauen, Täubchen füttern, sich von Vögeln küssen lassen, in metallene Spiegel gucken, ihre Haare flechten, Rittern Wein kredenzen und andere gemeinnützige mittelalterliche Geschäfte treiben. Offenbar erhellt daraus, daß unsere Vorfahren in diesem Punkte besser bedient waren, als wir beklagenswerthen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Auf eine vortheilhafte Meinung, die einige Säcula hindurch in der Malerei, einer, wie die Portraitmaler sagen, so glaubwürdigen Kunst, fortgepflanzt wird, ist etwas zu geben.

Digitized by Google

Nach diesem Satze erfreuen sich die modernen Mädchen der Küche keiner besonderen Anwartschaft, in die Malerei der Zukunft als ideale Gestalten überzugehen, denn die Gegenwart hat keine Veranlassung, über sie eine ungewöhnlich vortheilhafte Meinung zu hegen.

Die heutigen scharfsinnigen Zergliederer der neueren Staaten haben als Ursachen verschiedener gesellschaftlicher Uebelstände allerlei weit hergeholte Momente angegeben, und darüber die nächstliegenden übersehen. In zahllosen Büchern und Blättern wird z. B. über den Verfall des häuslichen Lebens und die auffallende Abnahme der Heirathen in den gebildeten Ständen Klage geführt; aber keinem dieser Elegiker fällt es ein, die Ursache nicht etwa im Frauengemach, sondern in der Küche, in dem dort hausenden weiblichen Wesen zu finden. Versuchen wir einen kleinen literarischen Beitrag diesen schwierigen Untersuchungen hinzuzufügen.

Auch der kleinste heutige Hausstand kann bei den Anforderungen des städtischen Lebens nicht mehr ohne die Hilfe wenigstens einer Küchenfee gegründet werden. Außer dem Mädchen seiner Wahl, einem meistens sehr unerfahrenen, und nur in Salons, Concerten und Theatern bewanderten Mädchen, heirathet der Mann also noch eine Anzahl unbekannter Wesen mit, von denen er bestimmt weiß, daß sie der Reihe nach, gleich den Geistern im Zelte Richards III., in seinem Hause erscheinen, und sein Gemüth mehr oder minder in fortwährender Unruhe erhalten werden, obschon er der Nemesis bei weitem geringere Veranlassung dazu gegeben hat, als jener blutdürstige König

von England. Jeder Mann, der im schlimmsten Falle allein durch die Welt kommen, und wie jeder jugendliche Pariser seinen Rock allein reinbürsten kann, muß sich sagen, daß der Besitz einer Frau nothwendig mit der gleichzeitigen Erwerbung eines zweiten Exemplares verbunden ist, das ihm nicht als verbündet und wohlgesinnt, sondern als eine erobernde und beutegierige Macht gegenübersteht. Dieses Exemplar revolutionirt nicht allein die Launen seines Weibes, sondern tritt nur zu oft auch ihm selber in voller Kriegsbereitschaft entgegen, verfolgt im Haushalte ein der herrschaftlichen Rechnung durchaus entgegengesetztes Finanzsystem, begünstigt Niederlassungen von Einwanderern und wilden Stämmen, zuweilen selbst von fremden Kriegsvölkern aus der nächsten Kaserne, in der Küche, und beeinträchtigt den einheimischen Verzehr durch heimliche Ausfuhr in den späten Abendstunden.

Ein verständiger Mann von beschränkten Mitteln muß sich also hierauf fragen, ob das Glück des Besitzes der Geliebten ihn hinlänglich gegen das sichere Unglück in der Küche stärken werde, oder ob sein Charakter in Gefahr sei, ihm zu erliegen. In Wirklichkeit ist es, ohne Uebertreibung gesprochen, so weit gekommen, daß das moderne Dienstmädchen auf dem Hauswesen nur wie eine Schmarotzerpflanze auf einem Baumstamme grünt, der bei schwächlicher Lebenskraft früher oder später zu Grunde gehen muß. Nach unseren Andeutungen wirkt das Mädchen aber noch obendrein durch ihren gesellschaftlichen Verband auf den Haushalt nachtheilig ein, und umgiebt ihn mit geheimnißvollen Gefahren.

In der ersten Reihe steht die Freundin, ein erfahrenes, älteres Wesen, über dessen Stand einige Zweifel obwalten, das aber jedenfalls einmal perfecte Köchin in reichen Häusern gewesen ist. Sie erscheint bald nach dem Einzuge des Mädchens in das Hauswesen als kritische Großmacht, prüft das Mobiliar und die Wäsche in der Dienstbotenstube, das Geschirr in der Küche und die Einrichtung des Bratofens, die Lebensweise der Familie und den Charakter der Hausfrau, fällt ein apodiktisches Urtheil, und hinterläßt dem Mädchen einige unvergeßliche Sentenzen und Maximen, welche für ihre ganze Dienstzeit maßgebend sind. Die Freundin kommt von Zeit zu Zeit wieder, trinkt gemächlich Kaffee in der Küche, bittet das Mädchen zu Landpartien, Hochzeiten, Kindtaufen und Bällen, ja sie erfrecht sich nicht selten, Partei gegen die Hausfrau zu ergreifen, und diese wegen Kränkung der Mädchenrechte mündlich zur Rechenschaft zu ziehen. Ihre Rolle im Hauswesen ist die des Mephistopheles, dessen Lebens-Philosophie: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht!" sie gleichfalls adoptirt hat.

Wenn das Mädchen noch nicht das reifere Alter erreicht hat, in welchem das zarte Geschlecht für die Genüsse einer solchen schwärmerischen Freundschaft empfänglich ist, steht sie regelmäßig in einem Verhältniß mit einem jungen Manne des Civil- oder Militairstandes, den sie schönrednerisch ihren „Bräutigam" nennt. Dieser junge Mann erfreut sich stets eines vortrefflichen Appetits, regelmäßiger abendlicher Freistunden und einer ausgesprochenen Liebhaberei für Brennholz, Bratenüberbleibsel, Bruchstücke von

Würsten, Käsetorsos, Reste in Weinflaschen, heruntergerannte Wachslichter, und wie sonst alle jene Dinge heißen mögen, die im Haushalte noch immer stillschweigend verwerthet werden können. Nach allen Festlichkeiten erscheint der Jüngling Abends, gleich dem Nebel nach einem schönen Herbsttage. Der Hausfrau bietet er sich gern zu kleinen Diensten an, doch beruhen sie nur auf dem Streben, in der Küche festen Fuß zu fassen, und an den Mahlzeiten der Familie so regelmäßig als möglich theilzunehmen. Nicht immer behandelt er die Dame rücksichtsvoll und diplomatisch; bemerkt er, daß sie noch jung und unentschlossen ist, so raucht er allabendlich, während das Abendessen bereitet wird, auf einem, aus den Wohnzimmern entlehnten Sessel sitzend, seine Cigarre in der Küche, nimmt sie auch wohl nicht einmal aus dem Munde, wenn die Hausfrau eintritt. Wird die Herrschaft mit Bestimmtheit vor Mitternacht nicht zurückerwartet, dann schlägt der Jüngling keck für einige Stunden sein Quartier im Studirzimmer des Hausherrn oder im Boudoir auf, doch entgeht er fast niemals der Entdeckung am andern Morgen, da, nach dem Beispiel des Iltis im Hühnerstalle, der ihm eigenthümliche Geruch seine Spur verräth. In manchen Epochen nimmt seine Zärtlichkeit gegen die Jungfrau der Küche auffallend zu, er trägt für sie den täglichen Brennholzvorrath vom Boden herab, und das Wasser zum Kochen und Waschen vom Brunnen herauf, er begleitet sie zum Markte und trägt den Gemüsekorb, er murrt gegen die Hausfrau, wenn nicht für hinlängliche weibliche Hilfstruppen bei der großen Wäsche gesorgt ist. Dann kann

man mit Bestimmtheit einem Zuwachs der Einwohnerzahl entgegensehen, mag das junge Wesen seine erfreulichen Erwartungen noch so standhaft ableugnen. Die äußerste Achtsamkeit wird deshalb nothwendig, um einer plötzlichen Ankunft des kleinen Erdenbürgers im Hauswesen vorzubeugen und die hoffnungsvolle Fee des Heerdes bei Zeiten zu entfernen.

Neben Liebe und Freundschaft unterhält das moderne Mädchen noch verschiedene gesellige Beziehungen zu ärmeren Fractionen im Hause. Aus Mitleid und Gutmüthigkeit theilt sie das Brod mit dem Mädchen im obern Stockwerk, das von seiner Herrschaft nur äußerst kümmerlich beköstigt wird, und den Schlüssel zum Holzvorrath mit der Frau des Hausdieners, welche eine Art von weiblichem Portier vorstellt, während ihr Mann Briefe und Pakete in der Stadt umherträgt. Brod und Holz nehmen deshalb mit rasender Geschwindigkeit ab, so oft sie auch erneuert werden. Sie bilden einen direkten Gegensatz zu jenen Gütern im Volksmärchen, die, genossen und verbraucht, von unsichtbaren Mächten immer wieder ergänzt werden; hier giebt es nur verzehrende unsichtbare Mächte. Zur Rede gestellt über die unbegreifliche Selbstverbrennung des Holzes und die unnatürliche Schwindsucht des Brodes, nimmt das Mädchen die Miene der unschuldig gekränkten Genovefa an, kann diese Wunder nicht begreifen, sondern kündigt zur eigenen Genugthuung den Dienst bei so ungerechten Herrschaften.

Die Kündigung gehört überhaupt mit dem dazugehörigen Wechsel des Dienstes zu den Hauptreizen im Dasein

eines Mädchens. Sie mag noch so wohlwollend und nachsichtig behandelt werden, ihre Herrschaft mag jeden guten Bissen mit ihr theilen, ihr alle Schwierigkeiten bei der Arbeit erleichtern; irgend eine Kleinigkeit kann sie alles vergessen machen. Ein Thaler weniger zum Weihnachts-Geschenke, als die Magd in der andern Etage erhalten hat, eine mißliebige Farbe in dem geschenkten Kleide reicht hin, ihr den Dienst zu verleiden. Bei der größten Zufriedenheit mit ihrer Behandlung und Verpflegung kündigen manche Subjecte schon den Dienst, wenn ihre Herrschaften nur den Plan äußern, für die Sommermonate eine Wohnung vor den Thoren zu beziehen, so enge verwachsen ist dieses Geschlecht mit dem inneren städtischen Treiben, und so groß ist ihr Abscheu vor ländlicher Abgeschiedenheit und dem Mangel an Grenadieren oder Handwerksgesellen.

Läßt sich schlechterdings gar kein triftiger Vorwand zur Kündigung auffinden, dann bleibt der Unglücklichen nichts übrig, als die Herrschaft zu derselben zu reizen. Sie schweift an ihren freien Sonntagen die halbe Nacht umher, sie läßt die Lieblingsgerichte des Herrn anbrennen, sie schlägt seine Mundtasse in Stücke, und setzt dieses anmuthige Spiel so lange fort, bis sie ihre Absicht erreicht hat. Alle weitern sträflichen Tendenzen bei Seite gelassen, entwickeln außerdem einzelne Mädchen eine fabelhafte Virtuosität im Zerschlagen von Geschirren. Der gelassenste Hausherr kann über den Trümmern dieser Welt von ehemaligen Herrlichkeiten aus Porcellan, Fayence, Glas und Thon außer Fassung gerathen. Die beliebtesten, in glück-

lichen Stunden eigenhändig bemalten Geräthe werden zuerst geopfert, keine Bitten, keine ernsten Mahnungen fruchten, man muß an wahre Unglücksklauen, oder an eine unbezwingbare Nachlässigkeit glauben; allein die Demolirung kann einen Umfang annehmen, weit und groß genug, um ein minder begütertes Hauswesen mit Verarmung durch fortwährende neue Anschaffungen zu bedrohen.

Ein eigenthümliches Feld eröffnet sich uns, wenn wir das moderne Mädchen der Küche beobachten, sobald sich ihrer Seele wilde Zerrissenheit und Melancholie bemächtigt haben. Die Hausfrau hat ihr vielleicht verboten, mitten in der Woche auszugehen, dem Bräutigam kann die Thüre gewiesen sein, oder der Hausherr sie gescholten haben; sie verfällt mithin in eine fingirte Krankheit, legt sich zu Bette und stöhnt, daß die Steine in der Mauer sich erbarmen möchten. Nimmt das Uebel zu, weil die Herrschaft nicht nachgibt, so geht sie zu Krämpfen über, diesem Haupteffect der Küche, wie die Ohnmacht im Schmollzimmer und auf dem Theater. Sie läßt sich selbst nach dem öffentlichen Krankenhause bringen und eine Woche lang auf Kosten der Herrschaft verpflegen, nur um ihren Willen durchzusetzen, oder außer der Zeit vom Dienste frei zu werden.

Der bedenklichste Hausgenosse ist und bleibt aber eine in der Küche ergraute Jungfrau, die sich auf die Kochkunst gründlich versteht, und mehrere Kinder zu versorgen hat. Sie weiß aus langer Erfahrung, daß der Gaumen eine empfindliche und schwache Stelle am Menschen ist, und daß man sich in einem guten Hause das Aeußerste gefallen läßt, um ihm nur nicht wehe zu thun. Die alte Köchin

Digitized by Google

ist die Autokratin im Hauswesen; kein Gebieter kann die Presse in seinem zu Widersetzlichkeit geneigten Lande schärfer niederhalten, als die Marquise vom Kochlöffel die Redensarten der Herrschaft und der übrigen Dienstboten. Ihre Küche ist das Allerheiligste im Haushalte; eine Beleidigung ihrer hohen Persönlichkeit muß mit sofortiger Entlassung des Schuldigen bestraft werden, und bekleidete er selbst den Rang eines Secretairs oder Hauslehrers bei den Kindern. Ueber die Gouvernante und die Bonne übt sie eine unbedingte Herrschaft aus. Sie gehört zur Aristokratie der Küche und besitzt ein kleines Vermögen, das in sicheren Papieren angelegt ist und sie trotz ihrer grauen Haare zu einer wünschenswerthen Partie für achtbare Bierwirthe oder kleine Restaurants macht. Dieses Capital verdankt sie ihrer Geschicklichkeit im Einkauf der nothwendigen Bedürfnisse für ihre culinarischen Kunstübungen. Niemand vermag ihr genau nachzurechnen, da niemand bestimmt weiß, woher sie alle diese auserlesenen Dinge bezieht. Zuletzt bildet sie sich zu einer wahren Centralsonne des häuslichen Systems aus, alles dreht sich um sie, alles strebt zu ihr hin, wenn auch, von Außen gesehen, kein sterbliches Auge die Ursache der Bewegung entdeckt. Sie lenkt mit Allmacht den gesammten Hausstand, wie der Magen, ihr Mündel, das Individuum in seiner Thätigkeit regiert und bestimmt. Als das wichtigste Glied im häuslichen Organismus kann sie nie mehr entfernt werden!

Digitized by Google

IX.

Von den Sommerwirthen.

Für uns arme, an den Schreibtisch geschmiedete Stadtbewohner ist es ebenso nothwendig, im Sommer für einige Monate in die frische Luft gebracht zu werden, wie für die Gummibäume und Epheuspaliere, welche unsere Damenzimmer in Wintergärten verwandeln sollen. Im Ganzen wird uns wirklich auch nur wenig mehr, als frische Luft außerhalb der Stadtmauern geboten, wenn wir nicht die Reihe neuer Beobachtungen und den daraus entspringenden Quell zu erheiternden Darstellungen und Betrachtungen, als zweite erfreuliche Sommerfrucht ansehen wollen.

Als ich vor einigen Jahren die warmen und trockenen Monate hindurch einen kleinen Ort in der unmittelbaren Nähe der Residenz bewohnte, vergnügte ich mich in den Abendstunden, die nach des Tages Arbeit Spaziergängen und Besuchen bei Bekannten gewidmet waren, mit dem Studium der Sommerwirthe, d. h. derjenigen Personen, welche einzelne Individuen oder ganze Familien aus der Stadt bei sich gegen Miethsentschädigung aufnehmen. Schon längst hätte ich meine Beobachtungen über diese nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, gleich meinen Versuchen einer Charakteristik der Sommerwohnungen, niedergeschrieben und veröffentlicht, wäre nicht die Schwierigkeit des Gegenstandes und die Unvollständigkeit der gesammelten Einzelheiten für mich ein Abschreckungs-

mittel gewesen. Wenn ich dessenungeachtet diesen peinlichen Stoff zu behandeln wage, so veranlaßt mich dazu weniger die Vervollständigung meiner Studien, als die sittliche Nothwendigkeit, zur Benutzung für die Sommersaison in die Hände guter Nebenmenschen eine Reihe von wahrheitsgetreuen Zeichnungen niederzulegen, welche den Unerfahrenen zugleich manchen freundschaftlichen Wink bei der Wahl einer Sommerwohnung geben können.

Die zahlreichste Klasse der Sommerwirthe ist zunächst die bukolische oder bäurische, so sauber sie auch oft genug in städtisches Wesen, weißgetünchte Mauern und gutgemachte Röcke gehüllt sein mag. Der bukolische Sommerwirth ist ein Mann, der selber Landwirthschaft treibt, aber in seinem Hause und Garten noch so viel Platz übrig hat, um Städter bei sich aufzunehmen und durch sie seine Einkünfte zu verbessern. Bei der Vermiethung seiner Räumlichkeiten besteht er nicht ängstlich auf Abfassung eines peinlichen Contractes. Er wird durch die schriftliche Festsetzung der beiden Tage, an denen die Miethe gezahlt werden soll, vollkommen zufriedengestellt; besondere Pflichten legt er dem Miether nicht auf, räumt ihm dagegen auch keine erheblichen Rechte ein.

Neben seinem Bauerhofe liegt ein kleines, anscheinend sauberes Landhäuschen mit Stallung, etwas Gartenland und einem geräumigen, von mehreren hohen Bäumen eingefaßten Rasenplatz. Dieses ist das Grundstück, welches der bukolische Sommerwirth für zweihundert Thaler an eine wohlhabende Familie aus der Stadt vermiethet hat. Der Bauerhof und das Terrain um das Landhäuschen

sind nur durch einen schadhaften Bretterzaun getrennt, in welchem ein Fach scheinbar absichtlich offen gelassen ist, da die Bewohner des Landhäuschens genöthigt sind, ihren Wasserbedarf aus dem Brunnen des Bauerhofes zu holen.

„Sagen Sie, mein Lieber," fragt der Herr aus der Stadt, „ich bin ein Mann des Friedens und verabscheue nichts mehr als Grenzstreitigkeiten, wäre es nicht besser, Sie ließen eine leichte Thür einsetzen, die von unserer Seite verschlossen werden könnte. Wir haben kleine Kinder, und ich hege einige Bedenklichkeiten wegen Ihres Brunnens."

„Eine Thür lasse ich nicht machen," antwortet der Wirth. „Ihre Kinder können nicht in meinen Brunnen fallen, dazu ist die Einfassung viel zu hoch, und meine Kinder kommen nie in Ihren Garten. Davor sind Sie ganz sicher."

„Das Loch hat doch etwas Unangenehmes. Wenn man dort in der Laube sitzt und darauf hinsieht, verursacht es ein unangenehmes Gefühl," sagt der Herr und wischt ängstlich seine Brille ab.

„Wenn die Fliedergebüsche, die daneben stehen, ganz grün sind, sehen Sie das Loch gar nicht," tröstet ihn der Wirth.

„Das mag sein, aber behaglich für den Miether finde ich es nicht."

„Das Loch war immer da!" sagt störrisch der Bauer mit der Trockenheit seines conservativen Standes, und begiebt sich wieder auf seinen Hof.

Der Herr aus der Stadt, wenig geübt mit Bauern

umzugehen, und ganz unbekannt mit dem allein richtigen Verfahren der Landräthe, diese Leute in Ordnung zu halten, disputirt nicht weiter über das Loch im Zaun, fährt aber fort, sich im Stillen darüber zu grämen. Den Kindern wird verboten, auf den Bauerhof oder an den Brunnen zu gehen, und man hat sich nicht über Unfolgsamkeit zu beklagen, aber anderweitige Unannehmlichkeiten dringen durch das Loch in den Garten und auf den Vorplatz des Landhäuschens.

Die städtische Familie hat einen Gärtner berufen und innerhalb der Rasenfläche einige Beete mit Aurikeln, Levkoyen und Reseda bepflanzen lassen. Die kleine Schweinefamilie auf dem Bauerhofe wird aber von dem sorglichen Stadtherrn beargwöhnt, diesen ländlichen Culturbestrebungen durchaus abhold zu sein. Sie besteht aus einer ehrwürdigen Mutter und einem Rudel mäßig großer Schweineknäblein und Mägdlein, die einen unverkennbaren Appetit zeigen, selbst die unverdaulichsten Gegenstände zu verschlingen.

„Wenn mir die Schweine nur nicht einmal durch das Loch in den Garten kommen!“ sagt der Miether an einem schönen Morgen zum Wirthe, den er bei der Ausbesserung eines Wagenrades antrifft.

„Ach, die haben bei mir genug zu fressen, die gehen nicht in den Garten. Sie wollen nur eine Thür haben, aber ich lasse sie nicht machen.“

„Mein lieber Mann,“ sagt der Städter nicht ohne Erbitterung, „als ich das Quartier von Ihnen gemiethet habe, versprachen Sie mir, es vollkommen in Stand ge-

jetzt zu übergeben. Nennen Sie das Loch im Zaun etwa Ordnung?"

„Der Zaun und das Loch dazu gehört zu meinem Grundstück, um den brauchen Sie sich gar nicht zu bekümmern."

Diese Wendung macht abermals dem Gespräche ein Ende, der Bauer läßt nach wie vor das Loch offen, und am andern Morgen hat die verdächtige Schweinefamilie wirklich eine beschauliche Frühstunde benutzt und die Aurikeln und Levkoyen als Morgenimbiß verzehrt.

„Sehen Sie hier, was Ihre Schweine gemacht haben," ruft der entrüstete Miether, indem er den Sommerwirth an den Rasenplatz führt, wo die liebevolle Mutter des Rüsselvölkchens eine tiefe Grube gewühlt und sich mit ihren Kleinen darin gebettet hat, „habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt?"

Jetzt weiß der conservative Landmann keine Ausrede mehr, er versetzt der an unrechter Stelle ruhenden, sanft gebetteten Mutter einen Fußtritt, und geht mit einem in den Bart gebrummten Donnerwetter auf seinen Hof, um eine Peitsche zur Ausweisung der nicht ortsangehörigen Vagabunden zu holen.

„Lieber Heinrich," sagt inzwischen Madame, die auf einem grünspanfarbigen Altan neben dem kleinen Korbwagen mit dem darin schlummernden Jüngsten sitzt, „Du wirst doch zugeben, daß eine Sommerwohnung mit sieben Ferkeln, das alte Schwein ungerechnet, nicht comfortabel ist."

„Ich gebe Alles zu, Alles, was Du willst, mein Kind,

Alles," antwortete der Ehegemahl, „aber ich kann den Menschen nicht dazu bekommen, das Loch im Zaune zuzumachen. Und am Ende werde ich doch nicht neben der theuren Miethe noch einen Tischler und einen Schlosser bezahlen und eine Pforte machen lassen."

„Aber die Schweine dürfen mir nicht länger in den Raum vor dem Hause und in den Garten kommen. Wozu hast Du Dir denn das Eigenthum der Früchte, die wir gebaut haben, contractlich zusichern lassen, wenn die Schweine des Wirthes sie auffressen?"

„Nun, die paar Salatköpfe und die Mohrrüben, die unsere Kinder mehr zum Vergnügen, als des Nutzens wegen gepflanzt haben, werden wir wohl noch entbehren können!"

„Wirst Du aber auch Deine Kinder entbehren können?" fragt Madame, und wirft auf den Gemahl einen tieftragischen Blick.

„Unsere Kinder? Was soll das heißen?"

„Weil Schweine auch Kinder fressen. Ich habe es oft genug in Büchern und Zeitungen gelesen. Ja, neulich haben diese Thiere in ihrer Gier selbst eine alte Frau in Polen aufgefressen. Denke Dir, Heinrich, Du kämst an einem Abende aus der Stadt und fändest von unserem süßen kleinen Parzival dort in dem Wagen nur einige Gebeine — —?"

„Das Loch im Zaune muß verschlossen werden, und wenn es mein eigenes Geld kosten sollte," ruft der entsetzte Vater bei dieser schrecklichen Hindeutung auf das problematische Ende des kleinen Skrophulosus, und begiebt

sich sogleich zu dem Sommerwirthe, um das Nöthige mit ihm zu verabreden. Der liebenswürdige Conservative macht zwar noch einige Ausflüchte, giebt aber endlich nach, da die erwähnte Verbesserung des Grundstückes schon lange sein geheimer Wunsch war, er aber den unüberwindlichen Abscheu besaß, seinen eigenen Geldbeutel aufzuthun. Der Verschluß der Zaunlücke verhindert ihn und seine hoffnungsvollen Kleinen indessen im Verlaufe des Sommers und Herbstes nicht, in das Gehege des Miethers zu steigen, den Wein vom Spalier und das halbreife Obst von den Bäumen zu pflücken, die Erdbeeren zu verzehren und die wenigen vorhandenen Rosen zu stehlen. Als die Miethszeit abgelaufen ist, trennt man sich sogar in größter Uneinigkeit in Folge einer gewaltsamen Selbsthülfe, welche die beiden ältesten Söhne des Miethers sich gegen den großen Hofhund des Bauern erlaubt haben, weil er nach seiner Gewohnheit über den quästionirten Zaun gesprungen war, und nach der Sitte seines Geschlechts an ungeeigneter Stätte ein unwürdiges Andenken des Besuches hinterlassen hatte.

„Sie haben uns das Leben nicht angenehm gemacht, Herr Wirth!“ schließt der Städter, als er den letzten Thaler der Miethe auf den Tisch gezählt und die Quittung in die Tasche gesteckt hat.

„Dann thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie im nächsten Jahre nicht wieder zu mir. Auf dem Lande können Sie es nie so wie in der Stadt haben. Merken Sie sich das; Sie sind viel zu verwöhnt!“ —

Der *aristokratische* Sommerwirth quält seinen Mie-

Digitized by Google

ther zwar nicht auf diese idyllische Weise, aber dafür durch verfeinerte Menschenzucht und Gartenlehre. Dieser adelige Landmann sieht einen nothwendigen Theil seiner Revenüen in der Miethe des Gastes, und gewährt ihm daher alle Annehmlichkeiten, die sein Grundstück bietet. Er darf in dem gesammten Garten promeniren, auf einem Aussichtsbalkon mit obligatem Straßenstaube sitzen, er erhält eine gedielte Laube, sogar ein kleines Beet zur eigenen Cultur, auf der aristokratischen Scholle findet keine Unziemlichkeit zu Wasser und zu Lande statt, die Dienstboten sind sorgfältig instruirt, von sonstigen Hausgenossen sind nur Hühner und Tauben vorhanden, und doch ruht ein trüber Schatten auf diesem Landleben. Die meisten Sommerwirthe lassen sich die Hälfte der Miethe pränumerando zahlen, und der alte Herr benutzt diese Oekonomie, um sich mit seinem Gaste aus der Stadt auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen. Von da an kann der Miether keinen ungestörten Augenblick mehr genießen; der Sommerwirth bringt ihn mit Galanterie und Zuvorkommenheit um. Sobald er sich in dem Garten blicken läßt, fängt der Wirth ihn ab, und unterhält ihn über die deutschen Freiheitskriege und seine Gefangenschaft in Frankreich, über die Kunst Fledermäuse mit der Büchse zu schießen und höhere Bienenzucht. Der Sommerwirth bleibt nämlich, gleich einem, über seinen Schätzen brütenden Harpagon, fast immer im Garten; er scheint etwas Unbestimmtes, Schwankendes und Verschiedenartiges zu fürchten, man vermag nur nicht zu ergründen, ob es Diebe, Sperlinge, Maulwürfe, Katzen, Fledermäuse, Erdflöhe oder Raupen

sind. Kaum unterdrückt er die inneren düsteren Besorgnisse in der Unterhaltung. Der Miether erträgt schwer den redseligen alten Mann, und hofft auf die späten schönen Abendstunden des Hochsommers. Allein sobald das Wetter warm wird, schließt der Wirth eigenhändig den Garten um 9 Uhr zu, und sperrt einmal sogar seinen Miether aus. Da er Morgens um 6 Uhr den Garten selbst wieder öffnet, ist es nicht möglich, zu einer andern Zeit, als in den heißen Mittagsstunden allein zu sein. So verliert der Städter allmälig die reine Lust am Landleben, die sauren Johannisbeeren nebst Complicen, die er von seinem Sommerwirthe kaufen muß, wenn er Obst essen will, da derselbe keine Obstfrauen ins Haus läßt, schwächen außerdem seine Lebenskraft, und noch vor Anfang des Herbstes hat sich der bejammernswerthe Miether so der Brüste der Natur entwöhnt, daß er täglich in den holden Dämmerungsstunden den Omnibus besteigt und nach der Stadt in ein ächt bayrisches Bierasyl flüchtet. —

Sobald ich schon aus einiger Entfernung die Seitenflächen einer freistehenden Villa mit himmelblauer Farbe angestrichen sehe, weiß ich, daß hier ein romantischer Sommerwirth waltet. Einem Manne dieser Klasse hat schon in seinen Jugendjahren die märkische Natur nicht mehr genügt, der Himmel war ihm nicht blau, das Laub der Bäume nicht grün genug, unser stehendes Wasser hält er für allzu phegmatisch, und das Erdreich für zu farblos und dürr. Frühzeitig war er auf Verbesserungen bedacht, aber erst die modernen Fortschritte der Industrie in der Verfertigung billiger und guter Farbstoffe, stattlicher und

dauerhafter Blumen, und ziemlich billiger Wasserkünste, haben ihn in den Stand gesetzt, die mangelhafte Natur unseres Landstriches kräftig aufzufrischen und seinen Miethern einen angenehmen Aufenthalt anzubieten.

„Sehen Sie, lieber Meister", sagt er zu dem Raphael, der ihm ehrbietig folgt, „das ist eine Kegelbahn, die zu der Sommerwohnung gehört, welche der Herr Geh. Commerzienrath in jedem Sommer miethet. Bemerken Sie wohl die kahle Wand hinter dem Gerüst für die zurücklaufenden Kegelkugeln?"

„Gewiß, bester Herr!" antwortet der edle Künstler in allerlei Farben.

„Was machen wir damit? so kann sie nicht bleiben, das wäre aesthetisch unerträglich. Ließe sich nicht etwas darauf malen? Halt, ich habe eine Idee, wie wäre es, wenn wir die Geschichte von dem Sisyphus darauf anbrächten, kennen Sie die Geschichte von dem Sisyphus?"

„Ich muß sehr bedauern!" sagt Raphael.

„O, das thut nichts, das thut nichts, Meister, die jungen Leute in den Malerakademien haben meistens auch nichts von den mythologischen Personen gehört oder gelesen, die sie für die Preisaufgaben zur Kunstreise nach Rom malen sollen, und gehen doch an die Arbeit. Merken Sie auf, hier herein wirft der Junge die Kegelkugeln und hieher kommt ein starker Mann ohne Kleider, aber mit Feigen- oder Akanthusblatt, weil er altgriechischer Confession ist, dem ein Felsstück aus den Händen den Berg hinabrollt. Nebenbei stehen viele Leute von mißvergnügtem Aussehen, weil der Ort der Handlung die Unterwelt

vorstellt, und blicken dem Steine nach. Das wird einen vortrefflichen Eindruck machen und ist eine Art Symbol des Kegelspiels."

Der Künstler nickt befriedigt über die gelehrte Anweisung mit dem Kopfe, mißt die Höhe der Wand, um danach den ersten Entwurf seines Cartons einzurichten, und schreibt einige bezügliche Anmerkungen in seine Brieftasche.

„Diese Wand ohne Fenster, lieber Meister, muß noch im nächsten Herbste aufgefrischt werden!

„Wieder himmelblau?" fragt Raphael.

„Natürlich, lieber Meister, Sie kennen meine Vorliebe für einen reinen blauen Himmel; man kommt mit den daher stammenden Empfindungen am Weitesten. Dort in dem Parterregeschoß des kleinen Nebengebäudes ist mein Schlafzimmer. Wache ich nun Morgens auf, so will ich unter jeder Bedingung blauen Himmel vor Augen haben, und da ich aus dem Fenster durch jene hohe Wand des vermietheten Hauptgebäudes von aller Welt abgesperrt bin, so lasse ich sie alle zwei oder drei Jahre himmelblau anstreichen. Außer mir haben ja alle Leute, die vorübergehen, ihre Freude daran, und bei schlechtem Wetter setze ich mich mit der Pfeife und der Zeitung an mein Fenster, und bilde mir ein, indem ich auf die blaue Wand blicke, die Witterung habe sich geändert.

„Sie, sind ein feiner Herr!" ruft der Stuben- und Thorwegsmaler, „was könnten wir mit unserer Kunst verdienen, wenn viele Ihren Schönheitssinn hätten!"

„Ja, sehr wahr, guter Meister," fährt der romantische

Digitized by Google

Sommerwirth fort, „eigentlich liegt es an der Natur, nicht an den Menschen. Ich habe viel darüber nachgedacht, aber uns fehlt die Natur. Sie hat in unserem Klima keine Kraft, und ich bin eigentlich ein Mensch, der für ein südliches Klima paßt, Italien, Timbuktu oder noch weiter, z. B. Feuerland. Für meine Person könnte es das ganze Jahr über Sommer bleiben, Alles grün und gelb! Ich thue auf meinem Grundstück auch, was nur möglich ist, um dem Klima einen Streich zu spielen, allein ganz gelingt es mir nicht, mit allen Jahreszeiten kann ich nicht fertig werden; der Herbst und Winter bekommen mich doch immer unter!"

„Könnten wir nicht noch mehr durch Malerei herstellen?" sagt tiefsinnig der Nachkomme des Genius von Urbino.

„Ach, Ihr Maler wollt nur Alles mit Pinsel und Farbe schaffen!" ruft etwas heftig der Romantiker, „aber Ihr bezwingt nicht die Natur; ohne Holz und Blech geht es nun einmal nicht. Wenn wir aber so fortschreiten, setze ich es doch durch, und bei mir dauert der Frühling das ganze Jahr hindurch. Was ich von Blumen habe, ist ja größtentheils schon Blech, und wir erleben es noch, daß wir für zwanzig oder dreißig Thaler einen dito blühenden Kirschen- oder Apfelbaum kaufen können!"

„Ich muß Ihnen aber sagen, daß die Malerei sich doch noch schöner und wirksamer ausnimmt," bemerkt schüchtern der Maler.

„Dawider habe ich nichts, und Sie sollen sehen, daß

ich weit davon entfernt bin, Ihre Kunst zu verachten. Dort auf die hohe Wand des Nachbarhauses — Sie wissen, der Kerl hat mir im Herbste die Aussicht über die Gartenmauer durch ein dreistöckiges Haus zugemauert — müssen Sie mir eine italienische Landschaft malen. Fernsicht, Ruinen, blauer italienischer Himmel, aber ächt in der Farbe, blaues Meer, Fischer am Strande, anständig gekleidet, keine antike Nacktheit, weil die Damen in der Laube rechts Thee trinken! Sie haben dann wohl die Güte, mir das Bild quadratfußweise in Rechnung zu stellen."

Raphael empfiehlt sich, nachdem er versprochen, am dritten Tage mit seinen Gehülfen und Lehrjungen das große Werk in Angriff zu nehmen, und der romantische Sommerwirth setzt seine Promenade fort, um weitere antiklimatische Verschönerungen zu überlegen. Eine steinerne Vase mit einer täuschend ähnlich aus Blech verfertigten Aloe fesselt ihn mehrere Sekunden. Er bleibt in ihre Betrachtung versunken stehen, und wirft nebenbei den Blick auf eine kleine, in der Nähe verkümmernde Fichte. Das Lied von dem einsamen Fichtenbaum auf nordischer Höh' und der Palme im Süden fällt ihm ein, er seufzt, daß seine Geldmittel ihm nicht gestatten, diese Ungleichheit der Stände in der Natur durch eine passende Dislocation aufzuheben. Wie gern behandelte er die Natur so genial, wie unsere Bureaukraten die menschliche Gesellschaft!

Der romantische Sommerwirth vermiethet seine Wohnungen nicht an Leute mit Kindern. Die von ihm geschaffenen Scenen aus dem Reiche der Vegetation, Berg=

kunde und Hydraulik sind für den Ungestüm der Jugend zu zerbrechlich; er bedarf eines überaus gemäßigten Publikums. Nur ganz alte Mitglieder der besitzenden Klasse fühlen sich in seinem Hause und Garten glücklich. Nur sie nehmen aufrichtig Theil an der unaufhörlichen Berichtigung der Natur, die soweit geht, daß von wirklichen Blumen nur Exemplare gebildet werden, deren gesetzmäßige Farben durch Gärtnerwitz und Bosheit in andere, fast unnatürliche entstellt worden sind. In der Mitte seines Gartens liegt ein kleiner Teich mit Felsstücken von polirtem Marmor, mit Goldfischchen und Fröschen aus grünem Porzellan. Auf die Hofwand ist eine Veranda mit Weinlaub und ewigen Trauben gemalt; vor dem Hause spielt eine Wasserkunst, welche vieler Variationen fähig ist, und bald als Löwe, bald als Satyr, heute als dünner Strahl, morgen als Glasglocke, in eine zierliche Schaale sprudelt. Als charakteristisches Kennzeichen verdient bemerkt zu werden, daß mit Ausnahme der Sperlinge, kein thierisches Wesen sich in dem Haine der Romantik heimisch und glücklich fühlt. Nicht einmal der Maikäfer summt in der schönsten Zeit seines Daseins um die Baumgipfel, und die gemeine Mücke verschmäht das zähe Blut der hier hausenden morschen Individuen und fliegt in den nahen Garten zu jungen Mädchen und Kindern.

Wenn dieser ausgezeichnete Mann auf Abhülfe wider die anerkannten Mängel der Natur, als da sind Veränderlichkeit, gebrechliches Dasein und nordische Unvollkommenheit, fortwährend sinnt, und ein goldenes Zeitalter, wenigstens auf seinem Grundstücke herzustellen erstrebt, so achtet er

Digitized by Google

doch übrigens die Rechte der Menschheit. Er ist ein liebenswürdiger Wirth, nicht ohne Bildung und weit entfernt, die Sommermiether zu tyrannisiren.

Hüte dich aber, leichtsinniger Städter, der du gewöhnlich deine Sommerwohnung mitten im Winter miethest, wenn alle Gartenbänke und Tische bei Seite geschafft sind und die Eintheilung des Raumes vor Schneehaufen und Strohbündeln nicht zu erkennen und beurtheilen ist, vor dem mathematischen Sommerwirthe, hüte dich vor dem gefährlichen Manne der exacten Wissenschaft, vor dem Theiler des Raumes bis dicht an das „unendlich Kleine.“ Der mathematische Sommerwirth vermiethet allerdings nur bestimmte Wohnungen an bestimmte Familien, allein er theilt außerdem den dahinter oder davor gelegenen Garten in kleine Abschnitte, die an Personen abgelassen werden, welche nur einige Nachmittag- oder Abendstunden im Freien zubringen wollen. Du ziehst ein, Unglücklicher, und freust dich des weiten grünen Raumes vor deinen Fenstern, der Finke und die niedliche Bachstelze tanzen auf leichten Füßen umher und picken die hingeworfenen Brotkrumen auf, an dem breiten Rasenteppich lagert sich Vormittags bequem der müde Sonnenschein; alle guten Gedanken des Menschen steigen in dir, wie aus einem stillen tiefen Wasser empor. Doch das Jahr schreitet unaufhaltsam weiter. Im nahen Walde läßt sich der Kuckuck hören, und der Flieder erschließt alle seine Blüthen. Da erscheinen mehrere Kerle in grauen Jacken und groben leinenen Schürzen, Tische und Bänke werden aus einem abseits gelegenen Bretterhause geschleppt und unter be-

stimmte Bäume gestellt. Der mathematische Sommerwirth, ein Mann von bedenklich meditativem Aeußeren, tritt selbst auf und leitet die Arbeiten. An einem Zaune wird zwischen zwei Stangen ein Streifen Leinwand ausgespannt und ein Rosenstock daneben eingegraben; hier steht das Zelt des Geh. Secretairs aus dem Ministerium des Innern, von hier aus sieht er regelmäßig die Sonne untergehen, d. h. hinter das Dach des seitwärts liegenden Pferdestalles versinken. Unter vielen kleinen Aepfelbäumen, die einmal Blätter und Früchte tragen werden, läßt der Mathematiker künstliche Lauben errichten, er vermißt den Flächenraum und begrenzt eines Jeden Gebiet durch ausgespannten Bindfaden. Vor dem Fenster des erschrockenen Städters entsteht, nach dem fürchterlichen Vorbilde des berüchtigten Familienhauses vor dem Hamburger Thor, ein „Familiengarten." Am ersten schönen Tage bevölkert sich eine Stunde nach Tisch der gesammte freie Platz vor dem Hause. Schon in den Morgenstunden zeigt sich der mathematische Sommerwirth in einer abscheulich heitern Laune. Er lächelt, wie ein Anatom, der eine Menge Collegen zu einer höchst interessanten und lehrreichen Section geladen hat; der unglückliche Städter fängt an, sich für den zu untersuchenden Cadaver zu halten und schaudert.

„Wir werden heute Nachmittag viel angenehmen Besuch aus der Stadt bekommen, vorausgesetzt, daß sich das Wetter hält," sagt der lächelnde Mann und blickt gen Himmel, als wollte er ihn ermuntern, sich den Tag über anständig und gesittet zu betragen.

Digitized by Google

„Angenehmer Besuch wird kommen? aus der Stadt? zu wem wird denn der angenehme Besuch kommen," fragt der Städter.

„Nun die Miether der Absteigequartiere. Wissen Sie denn nicht, daß ich für die Sommermonate auch Absteigequartiere vermiethe?"

„Wo sind denn diese sogenannten Absteigequartiere?"

„Sehen Sie sich nur um, werther Herr, unter jedem Baume, in jeder Laube und auf jeder Bank am Zaune ist ein Absteigequartier. Ich vermiethe einen solchen Platz jährlich für fünfzehn bis zwanzig Thaler, inclusive der Kosten für Aufbewahrung der Kaffeemaschine, Tassen und Flasche mit Brennspiritus. Die Herrschaften kommen gleich nach Tisch heraus, trinken ihren Kaffee, rauchen ihre Cigarre, die Kinder spielen in dem Hauptgange, oder hinten auf dem Hofe, und wenn es dunkelt, gehen Alle fröhlich nach Hause."

Davon haben Sie mir ja, als ich die Wohnung miethete, keine Sylbe gesagt?"

„Ja, mein bester Herr, konnte ich das? Urtheilen Sie selbst, ich weiß nie vorher, wie viele Absteigequartiere ich vermiethen werde; da durfte ich Sie doch nicht unnöthig beunruhigen. Ich hätte Ihnen ja die ganze schöne Frühlingszeit verdorben, und es kommt immer erst darauf an, wie der Sommer wird. In heißen und trockenen Jahren mache ich den ganzen Garten voll, wenn aber der Sommer kalt und naß ist, miethet kein Mensch," berichtet der mathematische Sommerwirth, zieht ein Brennglas hervor und zündet seine Pfeife an.

„Was soll denn aus meinen Studien werden?“ stammelt entsetzt der geprellte Städter, „habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß ich zu meinen theologischen Arbeiten der tiefsten Stille bedarf?“

„Die haben Sie an jedem Abende, wenn die Leute fortgegangen sind. Uebrigens steht Vormittags, mit Ausnahme der Pfingstfeiertage und Hundstagsferien der Garten ganz leer, so daß Sie unbehelligt selbst im Freien arbeiten können, nur Nachmittags wird es natürlich etwas laut.“

Nach diesen schonenden Worten entfernt sich der mathematische Sommerwirth und begiebt sich in eine Ecke nahe am Zaune, wo sich vor Jahre eine Grube zum Löschen des Kalkes befand, die in dem letzten Herbste zugeschüttet, noch an der ringsum herrschenden Unfruchtbarkeit zu erkennen ist. Der scharfsinnige Rechner überlegt, durch welche natürliche oder künstliche Guano's es wohl gelingen könne, diese rechtwinklige Steppe in ein Eden von Fruchtbarkeit und landschaftlicher Anmuth zu verwandeln, und als Absteigequartier der Zukunft zu vermiethen. Von dort begiebt er sich ins Haus und erscheint bald darauf von Neuem in Begleitung eines Tagelöhners, der einen Spaten und mehrere Stauden zum Verpflanzen trägt. Er betritt eines der bezeichneten Absteigequartiere, durchmißt sorgfältig den Raum mit dem Zollstabe, und verkleinert es dann durch Versetzung der angrenzenden Stachelbeergesträuche und Einpflanzung der mitgebrachten Stauden um einige Quadratfuß. Einer anderen Stelle wird ein Stuhl entzogen und ein schlechterer Tisch gegeben, dann holt er eine Anzahl

Proclamationen, d. h. kleine Sinnsprüche, wie: „Nichts abreißen!" „Nicht über die Beete gehen!" u. s. w. auf Tafeln von Pappe, und hängt sie theils an niedere Baumzweige, theils befestigt er sie am Zaune. Pünktlich um die Stunde, wo die Einwanderung in die Absteigequartiere beginnt, sieht man ihn vor der Thür seiner eigenen Wohnung, unter einem Zelte auf erhöhtem Stuhle, mit dem Anstand des Nabobs von Mysore sitzen und über die strengste Beobachtung der Unverletzlichkeit der Grenzen wachen. So lange die Parteien das ihnen vermiethete Gebiet nicht überschreiten, verhält er sich vollkommen ruhig, obgleich immer in heimlicher Kriegsbereitschaft, überschreitet aber einer, sei es aus Leichtsinn oder aus Muthwillen, den Grenzbindfaden, so bricht er wüthend aus seinem Zelte hervor und spricht sich mit cäsarischer Unpartheilichkeit zum Besten der Rechte der gekränkten Partei so edelmüthig aus, daß der Schuldige gleich auf sein Gebiet zurückweicht und bis zum Einbruch der Dunkelheit den edelmüthigen Friedensstifter bewundert und verehrt. Leichtsinniger Städter, der du eine Wohnung von dem mathematischen Sommerwirthe gemiethet hast, fürchte diesen Mann, denn er ist auch der „juristische Sommerwirth," und bebt nicht vor der Exmission zurück, wenn du die eingegangenen und schriftlich niedergelegten Verpflichtungen nicht genau beobachtest.

Digitized by Google

X.

Neudeutsche Bäder.

Jener Berliner Banquier, der kurz nach der Einrichtung der Courierzüge, auf der Eisenbahn fahrend versicherte, die Schnelligkeit sei so groß gewesen, daß die Signalstangen auf den Stationen ihm wie ein fortlaufender Stacketenzaun vorgekommen, schnitt vielleicht ein wenig auf, und man wird auch uns in einem ähnlichen Verdachte haben, wenn wir versichern, daß man auf gewissen Metallpfaden unseres deutschen Vaterlands nicht eine Stunde lang fahren kann, ohne an einem oder zwei Gesundbrunnen vorüberzukommen. Seit die erste Frage der modernen Menschen, gleich nach dem Wegthauen des Schnees, dem Knospen der Veilchen und den ersten Trillerübungen der Lerchen, in den Worten besteht: „Wohin werden wir in diesem Jahre reisen?“ haben die Badeorte untereinander eine Concurrenz eröffnet, gegen welche der Wetteifer der Kleidermagazine ein wahres Kinderspiel zu nennen ist. Ganz wie in der Welt der Fabriken und Manufacturen, hat ein Schwindel unter den Parvenüs und Glücksrittern der Heilquellen begonnen, welchem im Interesse der Leidenden von Seiten der Wissenschaft und Presse Einhalt gethan werden sollte. Noch vor zwanzig Jahren kam die hülfsbedürftige Menschheit mit den Badeorten und Brunnen aus, welche den Anfang ihrer Heilchronik aus früheren Jahrhunderten datiren. Da war unser ehrwürdiges

Karlsbad, zu dessen wunderthätigem Sprudel die Unterleibskranken des ganzen Erdballs wallfahrteten; da war Teplitz, der Verjüngungsbrunnen im Departement der Gicht und des Rheumatismus; Wiesbaden, sein altberühmter Nebenbuhler; Franzensbad und Eger, der sichere Trost gegen Migräne und Nervenleiden; Pyrmont, der Labetrank für bleichsüchtige Mägdelein, und eine ganze Reihe anderer, von denen die guten alten Badebücher berichten. In den letzten zehn Jahren haben die Brunnen-Almanache eine ganz andere Physiognomie angenommen. Die einfache Wasserkarte von sonst ist durch eine lange Reihe von unbekannten Namen vermehrt, mit welchen bisher nur einige, tiefer in die Geheimnisse der deutschen Geographie Eingeweihte vertraut waren. Eine noch immer im Zunehmen begriffene Anzahl von Salzlingen und Säuerlingen, Kaltwasser-Heilanstalten und Fichtennadel-Bädern, Molken- und Kräutersaft-Instituten, empfiehlt sich einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum, und der Zeitungsleser, der täglich mit diesem tollen und frechen Wirrwarr von Anpreisungen behelligt wird, wendet sich entrüstet von den Revolutionären der Heilquellen und wirft sich in die ehrwürdigen Arme der Reaction, taucht seine Kipfel in den löblichen Kaffee zu Marienbad, und begnügt sich lieber mit dem gedeihlichen Sprudelsüppchen, das unsere Vorfahren für die zweckmäßigste Abendkost des Patienten hielten, ehe er sich auf das Gerathewohl an den neuen Heerd der jugendlichen Heilquellen und ihrer französischen Köche setzt.

Es ist in hohem Grade interessant, zu beobachten, wie

die neudeutschen Bäder fabricirt werden, und es verlohnt wohl der Mühe, dieses Verfahren näher ins Auge zu fassen. Denken wir uns ein kleines deutsches Herzogthum, es kann auch eine Grafschaft oder Fürstenthum sein, dessen Einwohner nur auf ein sehr winziges Maaß von Verzehr bei lebhaft eingeforderten Abgaben angewiesen sind. In den Grenzen ihres Landes befindet sich ein besuchtes Bad, das auf die Bevölkerungen der anderen Städte aus dem hohen Fenster seiner Wohlhabenheit mit Hohn herabsieht. Das lebhafteste Bedürfniß ist vorhanden, in einer Gegend, wo die Eisenbahn an einem waldigen Ausläufer des Gebirges vorüberstreift, also landschaftliche Motive und Alpenluft auf das Lobregister gesetzt werden können, ein neues, einträgliches Bad zu schaffen. Sofort pflegt sich eine Actien-Gesellschaft zu bilden, und die Regierung um eine Concession anzugehen, die ihr natürlich nicht verweigert werden kann. Kaum hat diese Gesellschaft ihr Document in der Tasche, so durchsuchen ihre Ingenieure das Terrain, und bohren mit den artesischen Korkziehern den Propfen der Erdflasche an. Nun müßte die Gnade des Himmels nicht so groß, der Quellenreichthum in der Tiefe nicht so üppig, Salze und Eisenoxyd nicht so häufig sein, wenn an dem Abhange des Gebirges nicht aus den verborgenen Kellereien unserer Aller Mutter ein leidlich mineralisches Wässerchen herauszuzapfen wäre. Sprudelt erst der Nectar der Göttin Gesundheit über das Bohrloch, so ist die schwierigere Hälfte des Geschäfts absolvirt, und es bedarf nur noch folgender, rein weltlicher Hülfsmittel. Einem großen Chemiker an einer deutschen Universität

wird nebst einem anständigen Honorar eine Flasche des Wassers mit der Bitte um schleunige Analyse gesendet, und der Scheidekünstler durchforscht das künstlich geborene Naß mit allen möglichen Reagentien. Nach vierzehn Tagen erhält das Comité ein mit Strichen in Tabellen eingetheiltes Schreiben. Außer dem ungeheuren Plus von gewöhnlichem gemeinen Wasser sind darin verschiedene schauerliche Decimalbrüche, ohne welche es keinen anständigen Heilquell giebt, aufgeführt. Zuerst ist Kohlensäure in einer erfreulichen Anzahl von Gran vorhanden, dann fehlen nicht Kiesel- und Alaunerde; was aber das Comité am meisten entzückt, sind zahlreiche düstere Andeutungen von jenen zwiefach kohlen-, schwefel- und salzsauren Eisen- und Manganoxydulen, krystallisirten Kalk- und Talkerden, Natrons und Baryts, die in einem Pfunde Wasser immer nur in solchen peinlichen Brüchen der Grane vertreten sind, und so weit hinter dem Komma des Bruches anfangen, daß ein ehrliebender Mann auf die Idee kommt, auch das von allen civilisirten und gesunden Völkern heraufgepumpte und getrunkene Brunnenwasser sei im Stande, mit demselben Reichthum von Chemikalien und Menschen wiederherstellenden Decimalbrüchen aufzuwarten, wenn sich nur ein gehöriger gelernter Scheidekünstler mit einem solchen unterschätzten Proletarier abgeben wollte.

Jetzt erhält ein Heilkünstler, von dessen gutem Willen oder treuherzigem Glauben die Gesellschaft ausreichende Proben hat, eine Anzahl von Flaschen, und stellt theils an seinen jungen Assistenzärzten, theils an armen und gewöhnlichen Leuten seine Versuche an. In vier Wochen ist dem

Nachfolger des Hippokrates deutlich, daß dieser Quell in die wichtige Klasse der auflösenden und zugleich stärkenden Wasser gehöre, folglich eine große Zukunft vor sich habe. Das Comité des Brunnens frohlockt, und die Actien steigen, obwohl noch nicht ein Curgast vorhanden ist. Steine werden im Gebirge gehauen, Bäume in den Forsten gefällt, Bauplätze und Parzellen verkauft, kleine Hauseigenthümer an die Luft gesetzt, Straßen und Plätze abgesteckt, Unterhandlungen über den Anschluß der Eilwagen und Omnibus an die Eisenbahn mit der Postbehörde angeknüpft, und ein junger Arzt gepachtet, um die vorschriftsmäßige Brunnenbroschüre, das unentbehrlichste „Handbuch" für den Gebrauch des Quells zu schreiben. Schnell ist ein Jünger des Aeskulap gefunden, der eben im Begriffe stand, sich selbst durch gezwungenen Hunger seinem Gotte zum Opfer darzubringen, und das denkwürdige Schriftwerk schreitet vorwärts. Es beginnt mit gelehrten Untersuchungen, was das Bad den Römern gewesen sei, oder hätte sein können, denn es giebt kaum eine Spanne Landes in unserer lieben Heimath, wo nicht von den Philologen irgend eine Fährte dieses, der lebendigen Jugend unter sechszehn Jahren so verhaßten, arg grammatikalischen Volkes aufgefunden worden ist. Der Doctor weist durch eine scharfsinnige Conjectur in einem Capitel der Germania oder auch des Agricola von Tacitus nach, daß ein sicherer Kriegstribun Publius oder Sextus, nach einer anderen Lesart in der Bibliothek zu Kuhschnappel „Publius Sextus," auf einem Feldzuge gegen die Sueven den Brunnen gegen eine Beule am Kopfe gebraucht habe, die von einem Keu=

lenschlage herrührte, und daß nach einem vierwöchentlichen Gebrauch der Bäder eine sichtbare Abnahme und eine bräunliche Bläue zu bemerken gewesen sei. Dann geht der Doctor zu dem Mittelalter über, und verzeichnet eine Anzahl Namen von frommen und wohlthätigen Landgräfinnen und Prinzessinnen, die sich des Wassers zur Erzielung einer bis dahin mangelnden Nachkommenschaft bedient hätten, und vollkommen zufriedengestellt nach Hause gereist seien. Endlich faßt er den Gesundheitszustand der Einwohnerschaft der Gegend in's Auge und findet ihn über alle Maßen vortrefflich. Alle Bauern und Holzhauer, Bergleute und Flößer, hätten die lokale Untugend, lange zu leben; ja es seien Individuen vorhanden, gegen die der nicht ungegründete Verdacht vorliege, sie wollten gar nicht sterben. Die Verdauungskraft der Leute sei gewaltig, und zeige sich nur deshalb nicht in ihrem höchsten Glanze, weil es ihnen meistens an einem hinreichenden Vorrath von Consumtibilien fehle, doch werde bei einer zu erwartenden Zunahme der Erwerbsquellen und einem vermehrten Import von außerhalb diesem Nothstande gewiß abgeholfen werden. Das Klima der Gegend sei das vortrefflichste und vorzüglich Brustkranken zu empfehlen, ein Verdienst, welches, wie wir zu bemerken bitten, fast allen norddeutschen Badeorten nachgerühmt wird. Es mache in dieser Hinsicht der Stadt Kairo und der Insel Madeira, den beiden berühmtesten Zufluchtsörtern für Schwindsüchtige, den Rang streitig; doch sei die eigenthümliche Alpenluft, die von der nahen Bockwiese herabwehe, auch für Nervenleidende jedes Alters, Standes und Geschlechtes sehr

segensreich. Mit der Diät brauche man sich nicht spärlich einzurichten, denn die neuere Wissenschaft habe sich endlich überzeugt, daß die strengen Vorschriften, mit welchen die Doctoren an den veralteten Badeorten, wie Karlsbad, Kissingen u. s. w. die Kranken zu martern pflegen, eher zu einer Vereitelung als Förderung der Cur dienen, weshalb das Comité der Salzquelle zu Schwindelheim mit einem Pariser Restaurant einen Contract, die Einrichtung des Curhauses betreffend, geschlossen habe, welcher Wohlthäter der leidenden Menschheit um ein Uhr zu fünf, und um fünf Uhr zu sieben Francs eine table d'hôte nach der Pariser Speisekarte zur Disposition stellen, und die feinsten Weine, so wie alle aromatischen Spirituosa, direct aus den besten Quellen beziehen werde. Zur Beschaffung einer reingreifenden Musik seien bereits geeignete strenge Maßregeln getroffen, und was endlich das ärztliche Heilpersonal anginge, so würden aus den angrenzenden Städten verschiedene Doctoren, die bei dem hartnäckigen Gesundheitszustand der Gegend im Sommer niemals etwas zu thun hätten, in der Nähe der Salzquelle wohnen und Morgens von fünf Uhr an den Brunnentrinkern zur Disposition stehen. Nur ein verrosteter Menschenfeind wird an diesen Versprechungen mäkeln wollen; wenn er jedoch ganz hinten in dem Büchlein, seitwärts von der Beschreibung der Bäder und der gemalten Herrlichkeiten des Cursaales, die unscheinbare Anmerkung findet, daß in einem kleinen, aber angenehmen Salon täglich Roulette gespielt werde (was noch sonst ausnahmsweise gespielt

werde, steht nicht ausdrücklich angegeben), so muß er sich versöhnt fühlen und dem Comité um den Hals fallen.

Diese edle Schöpferin der rettenden Salzquelle von Schwindelheim, diese Bohrerin des wunderbarsten Gesundheitswassers, Gründerin eines Städtchens, mehrerer Säle und romantischer Gartenanlagen, die balneologische Actien-Gesellschaft, ist nämlich keineswegs ein Bund von barmherzigen Brüdern, sondern eine Eidgenossenschaft von Geldbanditen, die sich nur durch den bürgerlichen Stand ihrer Eltern und ein falsches Schamgefühl, nicht aber durch einen verächtlichen Mangel an Muth oder eine seltsame Blödigkeit gegen den Pfahl mit dem oberen Querbalken verhindert fühlt, im Schatten der Nacht auf die Landstraße zu wallen und Postwagen anzufallen, oder Reisenden durch vorgehaltene Pistolen und scharfe Messer das Geld aus der Tasche zu kitzeln. Um aber ganz dieselben Resultate im Finanz-Departement zu erzielen, hat sie die echt deutsche Form eines „Bänkchens“ gewählt, welches man nach Belieben für eine Spielbank oder für eine Schlachtbank ansehen kann.

Steigt man nach Begründung des neudeutschen Badeortes, der sich unter den Auspicien der heimtückisch lächelnden Fortuna rasch hebt, von dem Postwagen, und begiebt sich nach dem Hotel, so kann man gewiß sein, auf dem Wege diesem oder jenem ungemein wohlwollend aussehenden ältlichen Herrn mit feiner weißer Wäsche und einem loyalen Quäkerhut zu begegnen, einem Herrn, der wehmüthig lächelnd Almosen vertheilt, kleine Kinder zärtlich liebkost, und mit Grazie aus einer goldenen Dose schnupft,

dann aber mit schwärmerischem Blick an einer Blume riecht. Dieser oder jener ist einer der beiden Directoren der humanen Actien-Gesellschaft, ein zwiefach geldsaures Oxydul von einem Bankhallunken. In den Zeitungen ist nicht zu lesen, mit welchem Erfolg das Schwindelheimer Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Schwindsucht, Nervenleiden, lauter Uebel, gegen welche es sich die alten, ehrlichen Gesundbrunnen sauer werden lassen, operirt; aber es werden dafür Krankengeschichten von asthmatisch gewordenen Geldbeuteln mitgetheilt, von Patienten, die sich in Folge von Lebensüberdruß eine bleierne Pille verschrieben, und dieselbe hinten im Gebüsch neben dem Cursaal eingenommen, von Hitzköpfen, die sich in den Teich hinter dem Roulettezimmer gestürzt haben, und aus Trotz nicht wieder aufgetaucht sind. Dabei verleugnet die Gesellschaft nicht ihre wohlthätige Tendenz. Einem Kränzchen von Berliner Gaunern, welche nach Schwindelheim gekommen sind, um mit dem Bänkchen zu versuchen, was Herkules einst mit dem Stall des Augias that, verabreicht sie, da das Unternehmen den edlen Herren total fehlschlägt, hinreichendes Reisegeld in die liebe Heimath, obgleich sie ahnt, daß sie keinen der Theuren wiedersehen werde, da es genug Bänkchen in Deutschland giebt, um einen armen Mann in den Stand zu setzen, jährlich an einen andern grünen Tisch zu gehen. Die Actionaire leiden nicht unter dieser Mildthätigkeit, unter jener Schwäche der modernen Spieler. Im „Actionair" von Frankfurt a. M., dem journalistischen Vertreter aller und jeder zeitgemäßen Geldrichtungen und Speculations-Strömungen, steht gewiß das

Papier des Curhauses von Schwindelheim, wenn es überhaupt schon an die Börse der freien Reichsstadt gekommen ist, mit 218 verzeichnet.

Das ist der höhere Endzweck der Gründung des Curhauses zu Schwindelheim; das ist ein Pröbchen, vielleicht gar das Schema und die Schablone zu einem ganzen Haufen von neudeutschen Bädern. Es leben die Reactionäre unter den Gesundbrunnen, die Quellen mit historischen Rechten und ernsten medicinischen Pflichten!

XI.

Die italienischen Väter.

Neben den Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuosinnen des hesperischen Landes, welche trotz der nationalen Abneigung ihres Volksstammes gegen die Tedeschi die Alpen übersteigen, um sich in unserem herrlichen, noch lange nicht genug gewürdigten Vaterlande wohl sein zu lassen, bemerkt jeder Menschenfreund, der nicht ausschließlich nur Augen für die Augen jener Schönen hat, noch eine gleiche Anzahl unscheinbarer und ältlicher Individuen männlichen Geschlechts. Diese Individuen sind die italienischen Väter der Damen, höchst anziehende Männer für den Liebhaber von Detailstudien des Lebens, aber bis

Digitized by Google

jetzt noch wenig beobachtet und noch seltener der Wahrheit gemäß geschildert.

Der Eisenbahnzug ist angekommen, eine Sturmfluth von Fiakern bringt die Reisenden in das Weichbild der Stadt; darunter befindet sich auch eine Droschke mit zwei Personen, einem ältlichen Herrn und einer jungen Dame. Die Droschke hält vor einem großen Hotel in der besten Stadtgegend, vielleicht vor dem Hotel du Rome oder Hotel du Nord. Das Personal eilt spornstreichs herbei und hilft Beiden über die gefährliche Menschenfalle oder den eisernen Tritt des Fahrzeuges auf den Erdboden. Gepäck ist nur spärlich vorhanden, die großen Koffer mit der Garderobe werden von den Eisenbahnträgern auf Handwagen später herbeigeschafft; nur der ältliche Herr hält eine abgeschabte Reisetasche, gestickt mit den italienischen Nationalfarben, mit der linken Hand so krampfhaft fest, wie die marmornen und bronzenen Helden auf Monumenten ihre Schwerter, Feldherrnstäbe und Fahnen. Vergebens wollen die dienstfertigen Kellner und Hausknechte ihn von der Bürde befreien, allein er trennt sich nicht von ihr, er hat sie noch nie andern Händen anvertraut, er hält sie zu Wasser und Lande fest; er legt sie Nachts unter seinen Kopf: das Geld des Paares steckt darin. In gebrochenem Deutsch, das mit französischen und italienischen Brocken, wie ein alter Tuchrock mit anderen bunten Zeuglappen geflickt ist, bittet der ältliche Herr um ein kleines Schlafzimmer nach hinten hinaus für seine Tochter. Wünschenswerth sei, daß sich ein bescheidenes Vorgemach dabei befinde.

Digitized by Google

Die erfahrenen Kellner erkennen sofort den italienischen Vater und geleiten mit großer Höflichkeit — dieses für ein Gasthofspersonal unerklärliche Benehmen wird uns später begreiflich werden — das Paar zwei Treppen hoch über einen darmartig gewundenen langen Corridor in das, für solche Gäste bestimmte „italienische Gemach." Nur ein Bett steht darin, aber in dem unsäglich kleinen Vorzimmer stehen noch zwei Stühle und ein Kofferträger. Durch die beiden Fenster genießt der anlangende Reisende einen pittoresken Anblick auf die Stelle im Hofe, wo die Wagen, die Kartoffeln und die groben Küchenhandtücher gewaschen werden, und wo einige zum Ausklopfen bestimmte Teppiche über Stricke aufgehängt sind. Der Kellner fragt höflich, ob die Herrschaften etwas befehlen, ob sie im Speisesaale zu soupiren, oder den Thee auf ihrem Zimmer einzunehmen gedächten. Die Herrschaften gedenken indessen weder zu soupiren, noch den Thee auf dem Zimmer einzunehmen; sie befehlen nur frisches kaltes Wasser. Kaum ist ihr Verlangen befriedigt, so zieht sich junge Dame in das kleine Gemach zurück, in welches wir ihr, als Geschichtsschreiber des italienischen Vaters, nicht folgen, sondern bei Signor Pianini, wie wir ihn und die ganze Schule nennen wollen, im Vorzimmer bleiben. Der ausgezeichnete Hesperier öffnet den Reisesack und zieht einen Stearinlichtstumpf, ein gelbseidenes Taschentuch, eine alte Semmel und eine Zwiebel hervor. Die beiden letzten Leckerbissen hatte er während der Eisenbahnfahrt zehn Meilen weit von Berlin auf einer, durch ihre großen Semmeln berühmten Station gekauft, wo außerdem die

Zwiebeln ihrer Menge wegen unter Pari standen. Es gehört wohl kein ausgezeichneter Scharfsinn dazu, um zu errathen, welche Anwendung Vater Pianini von diesen vier Gegenständen macht. Wäre er ein russischer Kunstvater, er würde wahrscheinlich seiner, aus der Zwiebel und Semmel bestehenden Abendmahlzeit noch den Lichtstumpf als Zwischengericht hinzufügen; als italienischer Vater zündet er ihn nur an, und wickelt aus dem Taschentuche eine Nachtmütze für sein edles Haupt. Dann bildet er durch ein geistreiches architectonisches Verfahren aus den beiden Stühlen und dem Kofferträger ein angenehmes Feldbette, und streckt flugs, zugedeckt mit dem Reiserocke und seinem guten Gewissen, die Glieder darauf aus. Die italienischen Väter sind nie verwöhnt. Sie haben in ihrem Vaterlande, als junge Leute, nur die Bequemlichkeiten genossen, welche das vortreffliche Pflaster der Straßen und Säulenhallen dem müden Erdenwaller in schönen Sommernächten gewährt, oder die ihnen zur Winterzeit warme Stallungen und Schuppen dargeboten haben. Hotelstühle sind ja noch immer elastischer, als unnachgiebige Marmorplatten. Nach fünf Minuten und einigen leisen Flüchen, die der italienischen Besatzung gelten, welche nach gewohnter Weise ihre nächtliche Runde beginnt, entschlummert Signor Pianini und träumt von einem Palaste in Rom, von seiner Beförderung zum Marchese, und einem Besuche seiner Tochter, die einen deutschen Principe vermöge ihrer Talente geheirathet hat. So vortreffliche Bilder vertiefen seinen Schlummer, und er erwacht wunderbar gestärkt, nur etwas kreuz- und lendenlahm am nächsten Morgen.

Digitized by Google

Das ausländische Paar trinkt keinen Kaffee im Hotel, es nimmt ihn nach südlicher Landessitte in einer Conditorei. Außer diesem Geschäfte ist der erste Ausgang dem Aufsuchen einer billigen Wohnung gewidmet. Der Aufenthalt und die Lebensweise in einem Hotel sind für den italienischen Vater viel zu kostspielig. Nebenbei fühlt er sich durch die fortwährende Beobachtung der Kellner sittlich verletzt; er arbeitet gleich der fleißigen Biene gern im Dunkeln. Sehr bald ist daher ein Landsmann aufgetrieben, und mit Hülfe desselben eine Wohnung gemiethet, welche den Zwecken der Tochter entspricht, je nachdem sie nun Sängerin, Tänzerin oder Virtuosin ist.

Der italienische Vater empfindet jetzt eine heiße Sehnsucht, den Ort und die Menschen kennen zu lernen, welche seiner Tochter Glück machen sollen. Im Umgange mit mehreren Franzosen (er leistete ihnen die Dienste eines Cicerone in seiner Heimat) hat er so viel von der Weltsprache gelernt, um sich nothdürftig mit allen Geschäftsleuten verständigen zu können. Er begiebt sich zu den einflußreichsten Personen und hält eine Anzahl geistreicher Vorträge über das Talent seines Kindes, seine ehrenwerthen Absichten für die Zukunft desselben und die Möglichkeit seines frühen Todes. Die Augen füllen sich ihm mit brennenden Thränen, wenn er den zu rührenden Gönner an die zu frühe verstorbene Mutter erinnert, und er trocknet die Tropfen mit dem Taschentuche ab, das vor zwei Stunden noch eine Nachtmütze war. Zwar lebt besagte Mutter noch und ist nur in der Vaterstadt zurückgeblieben, um das von den Vorfahren ererbte Handels-

unternehmen mit neueren Alterthümern und Parmesankäse der Familie zu erhalten, allein so weit von der Heimath kann man sie schon um eines elegischen Effektes willen für todt gelten lassen.

Die Tochter verleiht den Empfehlungen ihres edlen Vaters den gehörigen Nachdruck. Sie blickt aus jenen mandelförmig geschnittenen, schwarzen Augen, die auf nordische Enthusiasten einen so großen Eindruck ausüben, und leidet dabei persönlich durchaus nicht an einer solchen Leidenschaftlichkeit, als ihre Außenseite verkündet. In der Wirklichkeit und Wahrheit besitzt sie, so gut wie ihr herrlicher Vater, eine stark instrumentirte Vorliebe für edle Metalle, gleichviel, ob dieselben nun in Münzstücken ausgeprägt, oder nur höchst unpraktisch zu Schmucksachen geformt sind. Der italienische Vater erzielt sehr bald die möglichst vortheilhaften Bedingungen für sein Kind, oder für sich selber, denn sehr viele schätzenswerthe Charaktere dieser Art lassen häufig ihre Kinder für sie selber arbeiten, und geben ihnen nur das Nothwendigste für Kleidung und Unterhalt mit. Dann macht er sich auf den Weg, um neue Freunde zu erwerben, denn Freundinnen können dem wackern Mädchen, seiner Tochter, nur wenig helfen. Der italienische Vater ist als ein Sohn der stiefelförmigen Halbinsel ein wenig in den Schriften der Alten bewandert und weiß, daß die Klassiker zwar von dem Freundschaftsbunde mehrerer jungen Gentlemen der Vergangenheit mit vielem Behagen erzählen, dagegen über die Anlagen und Leistungen der damaligen jungen Damen im Fache der Freundschaft das tiefste Stillschweigen beobachten. Bei seinen

angebornen guten Gaben glaubt er sich deshalb dazu berechtigt, auch den Zeitgenossinnen nur ein geringes Talent für diese Tugend zuzutrauen, und verzichtet gleich auf die Erwerbung vortheilhafter weiblicher Bekanntschaften. Diese heilsame Strenge der Weltanschauung treibt ihn jedoch keineswegs zu einer gefährlichen Einseitigkeit; er verfällt nicht in den Fehler so vieler starren Prinzipienreiter. Der italienische Vater sucht allerdings für seine Tochter nur Freunde, und zwar begüterte, zahlungsfähige Freunde, zu erwerben, allein für sein eigenes Herz, wenn man den gegen seine dicken Rippen pochenden Muskeln so zart benennen will, wählt er nur Freundinnen. Angeblich bedarf er ihrer, um in allen solchen kritischen Lagen, in welche auch das tugendhafte italienische Frauenzimmer auf fremdem Erdreiche gerathen kann, einen weiblichen moralischen Beistand zu genießen, allein in der That sucht er bei diesen Damen nur Zuflucht vor der Muße, in welche ihn die thätige und angestrengte Lebensweise seiner Tochter versetzt. Wie wir gleich am ersten Abend seiner Ankunft gesehen haben, ist Signor Pianini aus seinem eigenen Geldbeutel zahlend, lobenswerth enthaltsam, tritt indessen eine fremde Finanzmacht vor den Riß, so ist er auch der außerordentlichsten Thaten im Verzehr eßbarer Dinge fähig. Er erweckt also absichtlich Antheil bei bejahrten Frauen, die von corpulenter Statur auf reichliche und gut zubereitete Nahrungsmittel schließen lassen. Bemerkt er an ihnen Warzen auf der Nase und den Wangen, so schließt er nicht, wie Lavater, nur auf unüberwindliche Geschwätzig-

keit, sondern weit richtiger auf unüberwindlichen Appetit und das Engagement geschickter Köchinnen.

Der italienische Vater ist gewöhnlich von wenig auffallendem Aeußeren, zuweilen aber auch von einem edlen heroischen Anstande. Dann gleicht er einem tapfern alten Soldaten und gefällt sich in biedern stolzen Manieren. Im Knopfloche trägt er ein Bändchen, das er sich aus Menschenkenntniß vorsichtiger Weise selber verliehen hat, da er den Fürsten, welcher einst durch die Hand seiner Tochter beglückt werden soll, nicht gleich mit solchen Kleinigkeiten in Verlegenheit setzen mag. Aber die Auszeichnung durch diese Decoration macht ihn weiter nicht stolz. So eben kann er noch auf der Promenade den Orden mit dem Anstande des Conte Almaviva getragen, und seine Tochter mit unnachahmlicher Zierlichkeit am Arme geführt haben, und sich in der nächsten Viertelstunde doch den bescheidensten häuslichen Arbeiten unterziehen, denn der italienische Vater leidet nicht unter dem traurigen Vorurtheile, daß die kleinen Dienste, welche zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehören, von untergeordneten Personen verrichtet werden müssen. Das rauhe nordische Klima unterdrückt nicht seine heitere Weltanschauung. Er lebt in Preußen, wie in Neapel und Sicilien. Es kostet ihm keine Selbstüberwindung, die große Wäsche in seinen eigenen leinenen und baumwollenen Angelegenheiten zu besorgen, um das durch die nothwendige Garderobe seiner Tochter beschwerte Budget nicht noch mehr durch Waschausgaben zu belasten. Nur das allgemeine Waschhaus im Hofe vermeidet er, und wählt dafür die traulichere Stätte seines Schlafzimmers,

weil er weiß, daß bei den Mägden unseres barbarischen Volksstammes der Sinn für das Malerische noch sehr spärlich entwickelt ist, und sein verdienstliches Beginnen leicht unter einem falschen Gesichtspunkte aufgefaßt werden könnte. Mit dem gesättigten Bewußtsein, höchst malerische und plastische Stellungen zu entwickeln, besorgt er in stiller Abgeschiedenheit bei dem vocalen Klange Rossinischer Motive seine Wäsche, und hängt sie bei geöffneten Fenstern im Hintergrunde des Zimmers auf die Leine. Weniger ästhetische Rücksichten sollen ihn von der Benutzung des ihm contraktlich zustehenden Trockenbodens abhalten, als der nationale Zustand seiner Oberhemden, welche an einer gleichen Zerrissenheit, wie die schöne Halbinsel leiden, und ebensowenig zur Einheit zu bringen sind, da die Unhaltbarkeit aller politischen und socialen Bande sich längst herausgestellt hat. Alle Pianini's vergeuden ihre Zeit nicht mit schwerfälligen Studien und Grübeleien, sie rupfen lieber ein zur Suppe bestimmtes Huhn und putzen Gemüse, sie holen in einer Flasche Brennspiritus und ein Viertelpfund Kaffee, muß es in der Eile des Augenblicks geschehen, sogar ein Büschel Petersilie oder ein Bund Schwefelhölzer. Der italienische Vater kann Handschuhe waschen und künstliche Blumen verfertigen, er destillirt aromatische Wasser und Liqueure, macht Rosenkränze aus Waldbeeren, um sie anstatt kostbarerer Gaben zu verschenken, frisirt für gewöhnlich seine Tochter und bessert die Handschuhe aus. Ist sie Virtuosin, so trägt er die Noten, den Violinkasten oder das Cello in den Wagen, ist sie Tänzerin, so besorgt er ihren Bedarf an Claque, verläumdet ihre Rivalinnen,

so weit ihm das diplomatische Corps zugänglich ist, und sucht Einfluß auf kleine Schmutzblätter zu erlangen; er steht bei Hofconcerten draußen mit dem Pelze und Fußsack unter den Bedienten, und es giebt Fälle, die wir nicht näher zu bezeichnen wagen, in denen er, nicht im Wagen sitzend, sondern hinten auf dem Tritt stehend, nach Hause fährt. Sobald ein Theater sein geliebtes Kind engagirt hat, ist er nicht allein auf die Verbesserung der regelmäßigen Einkünfte, sondern auf die Herbeischaffung außerordentlicher Einnahmen bedacht. Seine finánziellen Kenntnisse im Felde der jungen Herren, welche an italienischen Damen eine reine Herzensfreude empfinden und deshalb zu edelmüthigen Opfern entschlossen sind, können gründlich, seine Untersuchungen jeder zweifelhaften Sachlage erschöpfend genannt werden. Daß er mit blöder Befangenheit dabei zu Werke geht und sich zarter Schonung befleißigt, können ihm nur Unkundige vorwerfen.

Ein berühmter Signor Pianini bemerkte mit Wohlgefallen, daß der Gesandte einer auswärtigen Macht, ein reicher junger Kavalier, sich seit einiger Zeit häufiger in der Garderobe und dem Salon seiner Tochter blicken ließ. Er traf sofort die geeigneten Vorkehrungen, bohrte an verschiedenen Stellen Löcher in die Thür, trug stets weiße Cravatten, um vorstellungsfähig zu sein und lauerte dem Gesandten so beharrlich, wie ein Bandit seinem Opfer auf. Nach vierzehn Tagen gelang es ihm, zu entdecken, daß der Vertreter der fremden Krone sich einige, bei Ballerinen unschuldig zu nennende Freiheiten herausnahm. Alsbald öffnete er die Thür, überraschte das Paar bei

den Präliminarverhandlungen zu einer künftigen Allianz, und drückte dem Gesandten mit seliger Miene seine väterliche Zufriedenheit darüber aus, daß er sich in der Gesellschaft der Tochter so wohl zu fühlen scheine. Dieser ahnungsvolle Zug einer patriarchalischen Häuslichkeit mache ihm Muth, einem so gemüthlichen großen Herrn eine Bitte vorzutragen, der bescheidene, aber beglückte Wirth dem hohen Gönner. Er, nämlich der Wirth, bedürfe zu einem rentabeln Unternehmen sechstausend Thaler, und er wage es vertrauensvoll den Gesandten zu bitten, ihm diese Summe vorzuschießen. Wir wissen nicht, ob der patriarchalische Hang des Vertreters der fremden Krone so hoch taxirt werden konnte, sind aber geneigt, es zu bezweifeln, da er aus dem Salon der Signorina Pianini verschwand und nichts als ein Halsband von mäßiger specifischer Schwere zum Andenken hinterließ.

So scharfsichtig die Pianini's sein können, so kurzsichtig wissen sie sich zu stellen, wenn die Thatsachen es fordern. Wir kannten einen italienischen Vater, der an dunklen Winterabenden die Jupiterstrabanten mit unbewaffnetem Auge erkennen konnte, und doch wieder an einem klaren Sommerabende einen geschlossenen Wagen mit einem offenen Einspänner verwechselte und allein in den letzteren stieg. An öffentlichen Orten stellen sie sich mit allen Wirthen und Domestiken vortrefflich. Sie führen ihnen häufig reiche Gäste zu, begünstigen den Verzehr der theuersten Weinsorten und führen Situationen herbei, die hohe Trinkgelder nothwendig machen. Daher ist der italienische Vater, wenngleich er selber nur wenig verzehrt,

ein gern gesehener und an diesen gastlichen Stätten hochverehrter Mann.

Doch es kommt ein Tag, an dem Signor Pianini einen dicken Strich unter der langen Tabelle in seinem Einnahmebuch zieht. Die Tochter hat auf irgend eine sichere Weise ihre Laufbahn vollendet; ein Capital, das den Rest der Tage Pianini's sorgenfrei macht, ist durch Tugend und Sparsamkeit zusammengebracht. Die Reisetasche wird noch einmal kunstgerecht vollgestopft, der Paß nach Italien von den Behörden eingeholt und alles, nicht Tragbare in baares Geld umgesetzt. Jetzt tritt die merkwürdigste Verwandlung ein, die bisherige submisseste Höflichkeit ist nicht mehr nothwendig, und der italienische Vater rächt sich für seine lange Unterwürfigkeit an dem deutschen Volke schließlich durch Entwickelung einer grenzenlosen G r o b h e i t. Finis coronat opus, sagt sein römischer Ahnherr.

XII.

Aus den Annalen des Pantoffel-Regiments.

Man wird es begreiflich und verzeihlich finden, wenn wir in einem Zeitabschnitt des laufenden Jahrhunderts, der wahre Musterknaben von Gewalthabern besitzt, uns überhaupt mit der Gewalt im Leben beschäftigen, und zur Beruhigung so vieler Unterdrückten darauf hindeuten, daß

Digitized by Google

in der bürgerlichen und familiären Praxis ein ungeheurer Aufwand von Tyrannei getrieben wird, ohne daß die Diplomatie und die politische Presse davon die geringste Notiz nehmen. Wir meinen die unter dem landesüblichen Namen des Pantoffelregiments von zahllosen Frauen gegen ihre Männer ausgeübte Unterdrückung, mit der verglichen die napoleonische Ueberwachung und Niederhaltung der französischen Staatsbürger eine wahrhaft nordamerikanische Ungebundenheit genannt zu werden verdient.

Keineswegs ungerecht gegen die liebenswürdigen Seiten und Tugenden der Frauen, können wir doch den Schriftstellern, welche, wie z. B. Bogumil Goltz, die schwersten Anklagen gegen die Frauen neuerdings wieder vorgebracht haben, nicht Unrecht geben, und sind genöthigt, uns ihnen anzuschließen. Die zunehmende Gewalthaberei in der Politik hat nämlich im Stillen den entschiedensten Einfluß auf der Frauen Anschauung von Mann und Haus gehabt, und es scheint eine Damenschule in der Residenz aufzukommen, auf deren Regiment und Finanzwirthschaft nur die Sündfluth mit allen ihren Schrecken folgen kann. Die deutschen Blätter übersetzen mit einigem Behagen die Merkwürdigkeiten aus der Pariser Gesellschaft, welche wöchentlich die Feuilletonisten und Correspondenten ohne sonderliche culturhistorische Tendenz mittheilen; wir erlauben uns als passendes Seitenstück, jedoch ohne indiscreter Weise Namen zu nennen, einige charakteristische Züge aus dem Leben großer Pantoffeldespoten aus Berlin mitzutheilen. Unseren damit verbundenen sittlichen Zweck haben wir vollkommen erreicht, wenn diese

Mittheilungen jüngeren Talenten als rechtzeitige Warnung und abschreckendes Beispiel dienen.

Wir beginnen mit der geheimnißvollen Geschichte von der eroberten Equipage. Ein reicher Herr, gleichviel ob er Büreaukrat oder Fabrikant war, sah sich genöthigt, weil er eine schöne junge Frau hatte, eine Villa als Sommeraufenthalt zu kaufen. Bei dem sittlichen Bedürfnisse schöner Damen, auf Balkons an der Landstraße zu sitzen, war die Erwerbung dieser Villa eine Pflicht für den reichen Herrn, auch ohne daß wir einen besonderen Nachdruck auf die Paragraphen des Pantoffelregiments legen. Nicht sobald war die Villa angekauft und eingerichtet, als die junge Dame zu ihrem tiefen Kummer entdeckt, daß die weite Entfernung von der Stadt sie auch von ihren Gespielinnen trennte, denn ein „Gespiele" gen. masc. hätte sich allerdings dadurch vom Besuche nicht zurückschrecken lassen. Von Stunde an verfiel sie in ein Zerwürfniß des Gemüthes, zeigte einen Abscheu vor dem abendlichen Besuch des Stern'schen Gesangvereins und der Oper, und stieß schreckliche Lästerungen gegen Berliner Droschken und Omnibus aus. In den Theestunden traten diese Anfälle am heftigsten auf, weil der Gemahl und ein Freund desselben aus der Junggesellenzeit alsdann zugegen waren, und der geehrten Rednerin pflichtschuldigst ein aufmerksames Gehör schenkten. Eines Abends konnte der gequälte Mann jedoch nicht umhin, die geliebte Gattin nach der Ursache ihres Widerwillens gegen Droschken und Omnibus zu fragen.

„Danach fragt dieser Mann noch!" rief die Dame

mit Emphase, „o, daß alle Männer immer mit nüchternen Worten fragen, wo das Herz eines Weibes aus einem Seufzer Alles errathen würde! Weshalb ich gegen diese Fahrzeuge bin, fragst Du, Kurzsichtiger? weshalb? Nur Deinetwegen! Mir bricht das Herz, wenn ich Dich Morgens auf Dein Büreau gehen sehe, und es ist bei dem häufigen Regenwetter keine Droschke in der Nähe, oder Du kommst in den heißen Mittagsstunden zu Fuß nach Hause, weil Du den Omnibus verfehlt oder keine Droschke gefunden hast!"

„O, wie Recht hat die gnädige Frau!" ruft halblaut der befreundete Junggeselle, der, ohne es zu ahnen, durch seine Bewunderung der listigen Pantoffelregentin stets als Reserve dient.

„Nicht wahr, Herr von Bucklinski, Sie verstehen mein Herz immer besser, als mein harter und kalter Mann? Ohne an sein treues Weib zu denken, opfert er Gesundheit und Leben. Er scheint absichtlich in ein frühes Grab sinken zu wollen!"

„Aber, was soll ich denn thun, liebes Kind? ich besitze ja keinen Zauberstab, um nöthigen Falles Droschke oder Omnibus herbeizuschaffen," bemerkt der geängstigte Mann, der bei einiger Hypochondrie weder von einem frühen, noch späten Grabe gern reden hört, wie die Gemahlin sehr wohl weiß.

„Was Du thun sollst? Eine Equipage sollst Du Dir anschaffen, grausamer, selbstvergessener Mann, daran denken sollst Du, Dich Deinem Weibe zu erhalten, Deine zarte Gesundheit nicht in Wind und Wetter der Amts-

Digitized by Google

pflicht zu opfern; ein Mann hat auch noch andere Pflichten, aber das vergißt er!“ ruft die Gattin.

„Ich habe auch schon meine Betrachtungen darüber angestellt, wie angenehm für uns eine Equipage wäre, aber bei diesen schlechten Zeiten muß ich denn doch einige Bedenken tragen!“

„Er wird so lange Bedenken tragen, bis ich um ihn Leid tragen muß,“ ruft die gequälte Gemahlin im Tone des tiefsten Seelenschmerzes aus.

„Lieber Freund,“ schaltet schüchtern der Freund aus der Junggesellenzeit ein, „der Ankauf würde Dir gegenwärtig nicht theuer zu stehen kommen, der außerordentliche Gesandte von Krimskramsstein-Zwiebelburg ist von seinem Hofe abberufen worden und muß Mobiliar und Equipagen verkaufen. Die Pferde sind nicht mehr die jüngsten, aber prächtige Rappen, und für Deine Zwecke vollkommen ausreichend, weil Du sie wahrscheinlich wenig abstrapaziren wirst. Der Kauf kann unter der Hand leicht abgeschlossen werden. Du kannst Dir vorstellen, daß der Gesandte Geld braucht und nur schlimmsten Falles den Berliner Roßtäuschern in die Hände fallen mag.“

„Reden Sie ihm zu, Herr von Bucklinski, so ist es recht. Mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich den lieben Mann zum ersten Male in die Stadt fahren und wieder in stattlicher Karosse herauskommen sehe!“

„Meine theure Lenore!“ lispelt der gerührte Gemahl und reicht dem zärtlichen Weibe die Hand.

„Siehst Du, Percy, wenn man schon fünfzig Jahre alt ist, muß man etwas für sich thun, und darf, auch

wenn man gar nicht an seine Frau denkt, nicht so in die Welt hineinleben."

Nach diesen Präliminarien wird am nächsten Vormittage der Ankauf der Rosse und Equipage des Gesandten von Krimskramsstein-Zwiebelburg bewerkstelligt, und die Pflege derselben einem erfahrenen Ex-Dragoner anvertraut. Am dritten Morgen wird der zärtlichen Gattin die Genugthuung, den geliebten Gemahl auf sein Büreau fahren zu sehen, und am Abend muß sie seinen Bitten nachgeben und mit ihm eine kleine Spazierfahrt nach Charlottenburg machen. Bis hierher ist die Geschichte der Equipage eine durchaus alltägliche, die wir nur der jetzt folgenden seltsamen Variationen wegen etwas ausführlicher erzählt haben. Wir belauschen von nun an die liebenswürdige Familie nicht mehr, sondern betrachten die verschiedenen Acte des Equipagen-Dramas von Außen und referiren nur über die Pantoffeltragödie.

Meine täglichen Spaziergänge führen mich auf die Seitenwege der großen, von den Equipagen der vornehmen Welt befahrenen Chaussee. Ich hatte nie verfehlt, meinen reichen Gönner Percy, wenn er in dem Gesandtschaftswagen vorüberrollte, auf das Verbindlichste zu grüßen. Einige Zeit darauf sah ich mich genöthigt, allabendlich zweimal zu grüßen, da Percy mir nicht danken konnte, weil er, der fünfzigjährige Percy, rückwärts saß, und seine Stelle im Fond des Wagens von Herrn von Bucklinski oder der Gesellschafterin der Frau vom Hause eingenommen wurde. Wahrscheinlich war dem guten Manne begreiflich gemacht worden, daß Adel und Reichthum ver-

pflichten, und daß der Besitz einer Equipage den Besitzer nöthige, auch andere Leute darin fahren zu lassen und lieber selbst rückwärts zu sitzen.

Dieser Modus war einen Monat lang consequent aufrecht erhalten worden, als ich an einem Abende — es fand ein sogenannter Corso in Charlottenburg statt, eine der schauerlichsten Vergnügungen, zu welchen nur die äußerste Verzweiflung müßige Menschen treibt — Percy in dem Wagen vermißte. Der Rücksitz war leer, und die Gebieterin sowohl, als auch die Gesellschafterin, hatten die Füße auf denselben ausgestreckt, eine Attitüde, die bei schlechtem Wetter allen reinlichen Droschkenkutschern den größten Kummer verursacht, aber in Paris recht eigentlich die Mode der freigeistigen Damen und vortrefflich geeignet ist, die ganze Fülle eines mit blendend weißem Flor bedeckten Crinolinsystems vor allem Volk leuchten zu lassen. Aber wo war Percy? Ich traute kaum meinen Augen, als ich den Fünfziger dergestalt „leichtsinnig in die Welt hineinleben" sah, daß er gleich einem Untertertianer bei dem Ex-Dragoner auf dem Bocke saß. Sein Mienenspiel verrieth jedoch keine Unzufriedenheit. Bewährte sich meine psychologische Hypothese, so war ihm bewiesen worden, daß der Anstand auf einem Charlottenburger Corso die möglichste Entwickelung und modernste Drappirung des Crinolinismus erforderte, sowie, daß die Verstimmung Percy's — wenn er Einwendungen gemacht haben sollte — höchst wirksam durch den harten Sitz und die Erschütterung auf dem Bock kurirt würde. Um Percy zu entschädigen oder unschädlich zu machen, hatte man ihm einen

großen Korb mit Blumen und Bouquets auf die Füße gesetzt. Er sah kriegslustig aus und schien Jedermann mit den Kindern Flora's bombardiren zu wollen, womit Madame offenbar einverstanden schien, da der gute Fünfziger dann nicht sehen konnte, was seiner Gemahlin von etwaigen Gardedilettanten und ähnlichen kühnen Jünglingen zugeworfen wurde. Da ich als demüthiger Fußgänger mich der Mitwirkung am Corso entzog, vermag ich über den Erfolg keine Auskunft zu geben.

Fast vier Wochen lang begegnete ich Abends nicht der Equipage des Ehepaares. Waren Percy und sein braves Weib verreist oder krank? Ich machte mir geheime Sorgen um Ersteren; seine sichtliche Schwächung und Gradation als Haus- und Eheherr ging mir an's Herz. Ich wollte den Ausgang erfahren, und pries mich als schlichter Bürgerlicher und stets zu Fuß gehender Gatte glücklich, niemals auf diese Weise in solchen Besitz und Gebrauch einer Equipage gelangen zu können. Endlich begegnete ich den Rappen nebst Zubehör; eine auffallende Variation war nicht zu bemerken, Percy saß wieder, diesmal in einer offenbaren Apathie, auf dem Bock, nur in seinem Aeußeren glaubte ich etwas Fremdartiges zu bemerken. Der Wagen rollte indessen zu rasch vorüber, und es gelang mir erst am Tage darauf, hinter die geheimnißvolle Neuerung zu kommen. Percy trug ein Ding, wie eine curiose Reisekappe, die ihm das Aussehen eines alten Domestiquen oder Jägers in Civil gab, auf dem Kopfe; ich zog die Lorgnette, um zu untersuchen, ob die heillosen Weiber dem Alten

nicht noch eine Tresse durch allerlei Pantoffellisten an den Rock geheftet hatten.

Jetzt wurde meine Phantasie krankhaft erhitzt; es gab Augenblicke, wo ich in einem schottischen zweiten Gesicht: Percy als drittes Pferd vorgespannt, oder als Gassenjungen hinter seinem eigenen Wagen herlaufen, oder daran hängen sah. Keines von Beiden geschah. Bald darauf fuhr Lenore ohne Percy spazieren; sie hatte ihn einfach aus der Equipage geworfen.

Acht Tage später hole ich ihn in der Wilhelmsstraße ein, und erkundige mich zärtlich nach dem Befinden seiner Rappen und des Kutschers, die sicherlich unpäßlich sein müßten, da ein reicher Herr an einem so heißen Tage doch nicht zu Fuß gehen würde.

„Ich gehe principiell zu Fuß und habe die Equipage meiner guten Frau überlassen. Wir haben uns durch die Erfahrung überzeugt, daß mir eine regelmäßige körperliche Bewegung am heilsamsten ist, und daß die Rappen in ihren reiferen Jahren nur einmal Abends angeschirrt werden können. Bei der Nervenschwäche Lenorens ist es wichtiger, daß sie spazieren fährt."

Wir verabschiedeten uns, und indem ich den würdigen Herrn von dannen humpeln sah, mußte ich die Gewandtheit der herrschsüchtigen Dame bewundern, die den armen Gemahl in kürzerer Zeit um seine gesammte Errungenschaft gebracht, wie Napoleon die Franzosen um Republik, Preß- und persönliche Freiheit, bürgerliche Sicherheit und menschliches Glück.

Wer sich ohne große Anstrengung und mühselige histo-

rische Studien von der Wirkung eines anhaltenden Druckes auf Nationen überzeugen will, braucht nur das einzelne männliche Subject unter der fortwährenden Fuchtel der Frau Gemahlin zu studiren. Er wird alsbald die moralischen Folgen der bevormundenden Tyrannei kennen lernen. Wenn sich daher kluge Befehlshaber von großen Staaten mit der Priesterschaft verbünden, um durch diese die Herzen der Unterthanen zu gewinnen, oder doch ihren Gehorsam zu erhalten, knüpften die Klügsten unter ihnen sogar zärtliche Verhältnisse mit den Frauen ihrer mächtigen Gegner an, wovon man sich durch die Lectüre der Geschichte alter und neuer Zeiten des Weiteren belehren kann.

Von allen Regierungsformen demoralisirt unstreitig das Pantoffelregiment die ihm Unterworfenen am meisten und nachhaltigsten. Es übertrifft in dieser Hinsicht bei Weitem den orientalischen Despotismus, und ein zweiter Montesquieu wird in seinem neuen „Geist der Gesetze" nothwendig auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen haben. Erst dann wird der vor der Hand noch gewagte Satz unseres berühmtesten Exministers von der entnervenden Gewalt der Lectüre Montesquieu's eine innere Berechtigung haben.

Wir bemerken in dem Leben und der Philosophie der Frauen nämlich etwas, der herunterbringenden Theorie des heutigen Cäsarismus vollkommen Aehnliches: die mit äußerster Kraftanstrengung und List durchgesetzte Absicht, sich das Individuum zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke dienstbar zu machen.

Zunächst erscheint es zum Behufe der Toilette nothwendig, die Leistungsfähigkeit des geknechteten männlichen

Individuums auf das Aeußerste anzustrengen. Um die nöthigen Summen zur Anschaffung kostbarer seidener Kleider, Pelze, Spitzen, Hüte und Taschentücher, gestickter Kragen und Aermel aus dem männlichen Geldbeutel zu pressen, muß das Individuum bleibend in einem Zustande von moralischer und intellectueller Abhängigkeit erhalten, und vor unnöthigen Ausgaben seinerseits bewahrt werden. Die kluge Gattin muß deshalb darauf bedacht sein, ihrem Sklaven weder unnöthige Bequemlichkeiten anzugewöhnen, noch irgend welche kostspielige Schwelgereien zu gestatten. Es wäre ferner im höchsten Grade bedenklich, ihn dem beliebigen Umgange mit männlichen Genossen bei der Flasche und Karte zu überlassen, denn selbst der gutgesinnte und an Gehorsam gewöhnte Mann entartet gar leicht durch die zum Aufruhr anreizenden Gespräche frecher und widersetzlicher Junggesellen. Regelmäßige Unterhaltungen mit dergleichen Menschen sind für den Einzelnen ebenso bedenklich, wie die unüberwachte Ausübung des Vereinsrechtes für die Menge. Nicht minder wichtig erscheint die sorgfältige Ueberwachung des Mannes zu Hause. Eine kluge Frau pflegt ihn nicht gern sich selber zu überlassen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, sich in Bücher zu vertiefen und endlich über die Mangelhaftigkeit seiner häuslichen Lage in's Klare zu kommen. Sie zerstreut ihn deshalb auf eine gefällige Art, wenn sie sich von ihm in das Schauspiel und die Oper führen läßt, und schützt ihn durch Beseitigung von Büchern und Broschüren vor innerer Aufregung, nach dem Vorbilde weiser Behörden, welche aus zarter Besorgniß für die Gemüthsruhe ihrer

Pflegebefohlenen alle neu erscheinenden Bücher vorher selber durchlesen und nebst den anlangenden Zeitungen auf ihren Büreaus zurückbehalten, falls der Inhalt nicht mit ihren eigenen Grundsätzen übereinstimmt.

Räthlich ist es, den Sklaven daran zu gewöhnen, jeden Ueberschuß an Geld, der sich nach Abzahlung aller regelmäßigen Bedürfnisse an Gehalt oder im Geschäfte herausstellt, der Frau zu übergeben, oder doch sorgfältig von ihr controlliren zu lassen. Das weibliche Geschlecht steht nun einmal in dem Rufe, sparsam und wirthschaftlich zu sein, und es gereicht zum Besten des blödsichtigen Mannes, wenn ihm nicht mehr an Baarschaft in der Tasche gelassen wird, als zur Bestreitung seiner unschuldigen Vergnügungen in Tabak und Bier nothdürftig hinreicht. Sowohl die finanzielle Unmöglichkeit, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Frau Gemahlin sich zu ergötzen, als auch das Bewußtsein, in allen Ausgaben scharf überwacht zu sein, erhalten den Sklaven in einem fortwährenden Zustande von tiefer Niedergeschlagenheit, welcher als die Basis eines echten und wahren Hausfriedens betrachtet werden kann.

Ob einem wohlerzogenen Gatten innerhalb des Hauses und der Gesellschaft eine laute Meinungsäußerung zu gestatten ist, dürfte noch nicht als abgemachte Sache anzusehen sein. Energische und dabei redselige, mit starken Lungen begabte Frauen sind vielmehr der Ansicht, daß der Mann seiner Natur nach, ein indiscretes und unvorsichtiges Wesen, unausgesetzt zu schweigen habe, um nicht ein armes Weib durch irgend eine unbesonnene Aeußerung, einen taktlosen Bericht aus dem Hauswesen, vor der öffentlichen

Meinung herabzusetzen. Es sei hinreichend, daß der Mann im Amte, vor Gericht, von der Kanzel, vom Katheder herab, oder vor der Front des Regimentes, sein Herz ausschütte, in Gegenwart der Frau gehöre es zu den Ritterpflichten, sich in Schweigen zu hüllen und den geistreichen Schönen das Wort zu lassen. Fühlt er sich indessen unwiderstehlich angetrieben, die Sprachwerkzeuge in Bewegung zu setzen, so mag er zufrieden sein, wenn er in einer Ecke des Saales, oder in dem Verließ hinter dem Fenstervorhange einen Zuhörer findet, der bei dem Vortrage einer pointenlosen Anekdote stillhält. Für gewöhnlich ist dem Gemahl Schweigen Gold, und nur so oft er der Gemahlin zu Hülfe kommen kann, darf Reden ihm Silber sein.

Werden diese Erziehungsgrundsätze mit Strenge und Consequenz beobachtet, so sind die Resultate außerordentliche zu nennen. Nach und nach bildet sich der Mann, vorher ein unabhängiges Wesen, zu einem tiefgeknechteten schändlichen Lederbalge um. Die Unterdrückung jeglicher Willens- und Meinungsäußerung brennt in ihm das Organ des Urtheils aus; er existirt nur noch als trübseliges Schmarotzergewächs in dem kleinen Ideenkreise der Gattin. Die öffentliche Meinung erklärt ihn nicht mit Unrecht für „blödsinnig", obgleich er nach der Gerichtssprache nur für „schwachsinnig" zu halten wäre. Auf Kosten der ruhenden geistigen Functionen bilden sich die animalischen wildwuchernd aus. Der Pantoffelknecht ißt nicht mehr; er frißt. Das Interesse am Vaterlande geht verloren, der rühmliche Ehrgeiz erlischt; des Individuums bemächtigt

Digitized by Google

sich eine ewige Furcht vor einer unsichtbar über seinem Haupte hängenden, von Weiberhand geführten Knute.

In der klösterlichen Abgeschiedenheit des modernen Haushaltes ist es schwer, die unglücklichen Opfer dieses Systemes zu studiren, allein der Aufenthalt in den Bädern, welcher die Analyse menschlicher Charaktere so wirksam unterstützt, gestattet manchen schätzbaren, wenn auch nur flüchtigen Seitenblick.

Wir beobachteten z. B. in Wiesbaden hinter dem Kurhause, diesem großen Lexikon der Menschen und Sitten, eine sehr magere Dame mit einem kleinen, mehr elliptisch, als kugelförmig gerundeten Herrn. Einige junge Leute, die seitab zu Mittag speisen, nannten ihn in ihren halblauten Gesprächen Don Alonzo und die Dame Donna Ximene, wir wollen also diese Titel gleichfalls beibehalten. Für die Gesellschaft, zu welcher Don Alonzo und Donna Ximene gehören, ist es bereits Nachmittagszeit. Man beauftragt den Kellner mit der Herbeischaffung des Kaffees. Augenscheinlich hätte Don Alonzo gern dem Kellner seinerseits auch einen Auftrag ertheilt, allein Donna Ximene hat das Wort ergriffen und bereits gesagt: „Kellner, Sie bringen nur mir eine Tasse Kaffee; meinem Manne ist er von den Aerzten verboten worden.“ Die Aerzte sind zwar an diesem Verbot ganz unschuldig, und Don Alonzo blickt mit tiefem Kummer auf das dunkle aromatische Fluidum in den Tassen seiner Gefährten, allein er gehört, weil nach dem Rathschluß der Donna Ximene die täglich an Don Alonzo ersparten zwölf Kaffeekreuzer das am Schluß der Badekur nothwendige Trinkgeld im Hotel bilden sollen,

Digitized by Google

dennoch zu den unglücklichen imaginären Vollblütigen, denen der aufregende Trank nicht gestattet ist. „Sollte es Ihrem Herrn Gemahl dann nicht zuträglicher sein, ein wenig Selterserwasser mit Zucker zu genießen?“ fragt ein mitleidiger Herr aus dem versammelten Kreise.

Gern hätte Don Alonzo selber geantwortet, allein Donna Ximene schneidet ihm sofort jede Gelegenheit ab und sagt: „Das Selterser Wasser ist ihm nach dem Ausspruch der Aerzte fast noch schädlicher, als der Kaffee; es stört seine Verdauung.“

„Diese Eigenschaft verliert es, wenn man es mit einem Drittel Rheinwein vermischt,“ fügt der mitleidige Herr hinzu.

„Um Gotteswillen nicht, dann würde mein Mann in die entsetzlichste Aufregung gerathen; er hat ohnehin eine sehr bedenkliche Anlage zu Congestionen nach dem Kopfe.“

Don Alonzo bleibt mithin vollständig auf dem Trocknen sitzen und labt sich nur an einer Cigarre, welche ihm der mitleidige Herr angeboten hat. Nach Verlauf der Kaffeestunde begiebt man sich an die Spieltische. Donna Ximene läßt sich von einem der Bankdiener ein mit Rouge und Noir bezeichnetes Täfelchen, nebst einer Nadel, geben, und befiehlt Don Alonzo, aufmerksam mitzupunktiren, und sie zu rufen, sobald sich die Spur irgend einer Serie zeige. Sie selbst lustwandelt mit den anderen Damen eine halbe Stunde lang an dem großen Bassin mit der Fontaine. Einige Zeit darauf ruft Don Alonzo die Gemahlin in den Saal. Das Glück scheint sich für die schwarze Farbe entscheiden zu wollen und es gelingt Madame wirklich,

zwanzig Gulden zu gewinnen. Don Alonzo äußert darüber eine kindische Freude, da er nun für den Rest des Tages der guten Laune seiner Donna gewiß zu sein glaubt. Er wagt es daher, eine kühne Bitte auszusprechen.

„Liebes Kind," flüstert er höchst bescheidentlich, „vielleicht bleibst Du ein Viertelstündchen allein hier im Saale und siehst den Spielern zu; ich hätte wohl Lust, die heutige Independance zu lesen, es sollen merkwürdige Mittheilungen über den Credit Mobilier darin stehen."

„Aber mußt Du denn immer lesen?" fragt in einer sehr empfindlichen Tonart Donna Ximene, ohne gerechter Weise zu erwägen, daß Don Alonzo während des bisherigen Badeaufenthaltes noch gar nichts gelesen, sondern höchstens ihr etwas vorgelesen hat, nämlich die Badeliste. „Es ist wirklich sehr unzart, seine Frau an einem wildfremden Orte allein zu lassen, wo so viele unternehmende Franzosen umherstreifen, und jede einzelne Dame von diesen Abenteurern als gute Beute und „Prise" betrachtet wird. Du kannst die Independance wohl ein ander Mal lesen." Wie billig, schweigt Don Alonzo, nur auf seinem Gesichte scheint man einige leise Zweifel zu lesen, daß jene unternehmenden und abenteuernden Franzosen Donna Ximene für etwas Anderes, als höchstens eine „alte Prise" halten werden. Inzwischen bepackt ihn die Gebieterin mit dem Umschlagetuch zur Reserve gegen die Abendluft, mit dem Sonnenschirm und einer ziemlich umfangreichen Nähtasche; die Karavane setzt sich in Bewegung und zieht nach dem Nerothale.

Kaum hat man sich wenige Schritte von dem Kurhause

entfernt, als Madame einen tiefen Seufzer ausstößt und ausruft: „Nein diese Hitze ist unerträglich, sie wird mich noch tödten, ich kann nicht gehen, es ist mir unmöglich."

Möchten wir nicht lieber einen Wagen nehmen, mein liebes Kind?" fragt der wohlbeleibte Don Alonzo, der bepackt und feldmäßig ausgerüstet, nur geringe Lust hat, den ziemlich steilen Neroberg zu besteigen. Seine geheimen Hoffnungen sind jedoch eitel. „Einen Wagen? nein! aber einen Esel könntest Du mir besorgen; ich werde hier bleiben und die Gesellschaft vorausgehen lassen. Die Esel haben hier einen munteren Schritt, und ich hole die Herren und Damen später wieder ein. Laufe voraus, Männchen, und bringe mir den Esel mit dem Führer hierher." Der beklagenswerthe Don Alonzo beeilt sich, den Befehlen seiner Dame zu gehorchen. Er miethet einen Esel und unterstützt dienstwillig Donna Elvira bei der Besteigung, dann trabt er im Schweiße seines Angesichts mit vollem Gepäck hinter dem Grauthier her, und langt in Schweiß gebadet auf dem Gipfel des Berges im Schatten der alten Eichen an.

Der mitleidige Herr will ihm das Gepäck abnehmen und sagt zu Donna Ximene: „Ihr Herr Gemahl hat sich für sein Embonpoint ungewöhnlich angegriffen; er wird langsam auf- und abgehen müssen, um sich nicht zu erkälten." Donna Ximene schenkt ihm aber weiter kein Gehör, sondern verlangt, ohne auf den schweißtriefenden Gemahl einen Blick zu werfen, ihr Umschlagetuch, da hier oben unter den Eichen eine mörderische Zugluft wehe. Bei der Heimkehr muß ihr auf den abschüssigen Pfaden der arme schwere Mensch noch den Arm geben, und man trennt sich

erst beim Einbruch der Dunkelheit, nachdem Don Alonzo unterwegs noch einen lebhaften Verweis wegen seiner Abneigung gegen Gepäck erhalten hat. Es soll angeblich seine Schuld sein, daß Madame von mehreren Damen in der Anzahl der mitgebrachten Sommerkleider übertroffen wird. Zwar wagt er es, sich zu vertheidigen, allein nur äußerst schwach, und sein Credit als besorgter Ehemann wird in den Augen mehrerer älterer Damen, die den Verweis mit angehört haben, dergestalt erschüttert, daß kein Frauenzimmer mehr mit ihm spricht, noch auch schließlich ihm gute Nacht wünscht. Don Alonzo war in den Bann gethan.

Wenn auch die anwesenden Herren den erwähnten unglücklichen Knecht als einen Ausbund elender Unterwürfigkeit verachteten, erinnerte sich gleichzeitig doch Jeder des mehr oder minder siegreich ausgefallenen eigenen Kampfes gegen den Pantoffelabsolutismus, und man beschloß nach einer kurzen heimlichen Verabredung, den gequälten Mann für einen Tag von seinen Ketten zu befreien und Donna Ximene einen Tort anzuthun. Die Badestunde der Dame fiel in die Morgenstunden, und Don Alonzo hatte folglich mit Anrechnung ihrer Ruhezeit nach dem Bade, bis 11 Uhr Freiheit, zu thun und lassen, was er wollte. Einer der Herren lud ihn ein, in Gesellschaft der Uebrigen den Kaffee in Biberich einzunehmen. Don Alonzo willigte mit Entzücken ein. Der Gedanke, ohne Gepäck und fortwährende Todesangst vor einem Verweise unter den uralten Kastanien des herrlichen Parkes zu spazieren, hatte für ihn etwas Ueberwältigendes. Pünktlich fand er sich am frühen

Morgen ein. Die Herrengesellschaft nahm allein ein Coupé in Beschlag, und in der Lebhaftigkeit des Gespräches merkte der Betrogene erst in Niederwalluf, wo schon eine lobenswerthe Sorte wächst, daß man an Biberich vorübergeschlüpft sei. Was thun? Aussteigen und auf die nächste Rückfuhre warten, oder mit den Schelmen weiterfahren? Don Alonzo, in dem unter lauter Männern ein Rest von Thatkraft erwachte, entschloß sich, sein Heil zu versuchen. Es gelang, ihn bis Rüdesheim zu bringen. Hier hatten wir durch telegraphische Drathhülfe schon am Abende vorher ein gelungenes Gabelfrühstück bestellt; das Essen war gut, das Getränk noch besser. Der Tag war unvergleichlich, voller Rheinluft und Rheinwein, nur verfloß er zu rasch. Nach einem köstlichen Ausfluge über den Rhein kehrten wir zu einem späten Diner nach Rüdesheim zurück, und es gelang uns, Don Alonzo zu einem vollständigen Bruch mit allen seinen angeblichen Gelübden der Mäßigkeit zu verleiten. Als der Mond aufging und sein silbernes Antlitz auf dem dunkeln Rhein spiegelte, lag Don Alonzo malerisch hingegossen in unseren Armen; wir mußten ihn in das Coupé tragen. Ob wir ein unverzeihliches Unrecht gethan, wage ich nicht zu unterscheiden, allein ich bekenne, daß wir in Wiesbaden den trunkfälligen Schächer dem Oberkellner und seinen Gehülfen zur weiteren Besorgung übergaben. Am anderen Tage erschien das Ehepaar nicht hinter dem Kurhause, am dritten wurde es sichtbar, allein Donna Ximene und Don Alonzo wichen uns stolz und vornehm aus. Sie schienen versöhnt; aber jetzt waren *wir* für immer in den Bann gethan.

Digitized by Google

XIII.

Selbstverkletterung.

Jeder gesetzte Leser darf von einem Menschen, der sich erfrecht, sein Geschriebenes durch den Druck vervielfältigen zu lassen, und zahlreichen, der Buchstaben und Interpunctionszeichen kundigen Landsleuten vorzulegen, mit Recht fordern, daß besagtes Geisteswerk, welches es allerdings nur in selteneren Fällen zu sein pflegt, nicht allein an sich verständlich sei, sondern daß auch der Titel mit Bestimmtheit angebe, was der Inhalt bringen werde.

Da der Schreiber nicht üble Lust hat, dieser gerechten Forderung diesmal kein Gehör zu schenken, hält er es wenigstens für das Beste, diesen Satz ehrlich vorauszuschicken und hinzuzufügen, daß er sich dieses Uebelstandes bewußt ist, daß aber nur die traurige Nothwendigkeit ihn in die Lage versetzt, statt mit klaren nüchternen Worten, mit symbolischen und allegorischen Bildern und Beziehungen seine Gedanken über eines der schwersten deutschen Volksübel auszudrücken.

Von der politischen Selbstverkletterung wollen wir reden, d. h. von dem schrecklichen Zustande, in welchem die vaterländischen Politiker sich vom ersten Januar des Jahres 1859 bis zu dem Frühstück von Villafranca befunden haben. Die ganze Natur ist eine fortlaufende Kette, und der Philosoph verfolgt nicht allein die körperlichen Bildungen, sondern auch die Entwickelungen der geistigen Eigenschaften

von den niedrigsten bis zu den höchsten Stufen, und findet schon tiefer unten die Andeutungen in der sinnlichen Sphäre, welche weiter oben in weittragender Spekulation und den erhabensten Phantasieflügen erblühen sollen.

So sind denn in der Kunst des Kletterns zunächst die Thiere unsere Lehrmeister und Vorbilder gewesen. Auf einsamen Spaziergängen beobachten wir zwischen dem sonnenwarmen Felsgeröll, unter Berberitzen und Farrenkraut, die vergnügliche Eidechse, wie sie den müßigen Philosophen zu ihrem Fange einzuladen scheint, aber sobald er die wissenschaftlichen Krallen nach ihr ausstreckt, die steile Felswand an unbedeutenden Erhöhungen oder Vorsprüngen hinaufklettert und in einer schmalen Spalte verschwindet. In einem anderen, und zwar tropfbar flüssigen Elemente gewahren wir ein Thier, das durchaus unfähig zu Kletterübungen zu sein scheint, und dennoch in einer gewissen Zeit des Jahres mit den Geschöpfen einer höheren Rangordnung wetteifert. Es ist der Aal, der um die Reise der grünen Erbsen aus dem Wasser in die Aecker klettert, falls nämlich solche in der Nähe sich befinden, durch eine Befeuchtung seiner Wegspur mit dem anhaftenden Schleim sich den Rückzug nach dem Wasser sichert, und seinen Appetit sicher befriedigt, wenn kein Störenfried in der Nähe ist, der seine Spur mit Asche bestreut und sich des unüberlegten Kletterers bemächtigt. Weiterhin bewundern wir die Fertigkeit der Spechte und Papageien, wenn sie den Schnabel bei den kühnsten und verschlungensten Evolutionen zu Hülfe nehmen, und ohne Anwendung der Fittiche von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, selbst bis in

die höchsten Gipfel gelangen. Der Mensch betrachtet demnächst die Katze, ein Geschöpf von der vielseitigsten Fähigkeit, wie geschaffen zum Sprunge, aber auch von dem Schöpfer wunderbar eingerichtet, Bäume, Mauern und Zäune emporzuklimmen, und sich durch diese beneidenswerthe Technik aus drangvollen Tagen ihres Daseins zu erretten. Endlich bleibt der Sterbliche Angesichts seines Vorfahren und der nahen Anverwandten desselben stehen, die wir eben dieser verwandtschaftlichen Bande wegen namhaft zu machen beanstanden, und ergeht sich in Nachdenken über die Tendenzen ihrer Existenz. Er sieht dieses ungemein bewegliche, in den Jugendjahren hochbegabte Geschlecht, schon nicht mehr unmittelbar an den Erdboden gefesselt, sondern in einem gymnastischen Schwebedasein, einem Reiche des Ueberganges zwischen Himmel und Erde umherfliegen, und zuweilen selbst nur durch eine geniale Krümmung des Schwanzes an irgend einem Punkte so weit hängend fixirt, um nicht in das Universum durch eigenen kühnen Umschwung geschleudert, und unter das Proletariat der kleinen Planeten versetzt zu werden, welche die sociale Frage in der Astronomie darstellen. Er sieht dieses Geschlecht, erfreut sich seiner Kraft und Gelenkigkeit, sucht ihm nachzustreben und wird dergestalt Erfinder der Turnkunst.

So weit war aber nur vom Klettern die Rede, und die weise Natur ist in dem Gethier noch so mächtig, daß sie selbiges vor dem Verklettern bewahrt. Erst da, wo der Mensch an das naive Reich der Schöpfung seine Unglücksklauen legt, tritt jene mißliebige Vorsylbe hinzu.

Das Thier säuft, aber der Mensch versäuft oft Hab und Gut; ein triviales und grobes Beispiel für viele Andere, die uns grade nicht einfallen wollen. Betrauern humane Geister nicht oft eine Miesmies, wenn sie durch die, um vier Uhr der Schule entfliehenden künftigen Staatsbürger durch Steinwürfe bis auf die letzten dünnsten Zweige eines Kastanienbaumes, oder einer italienischen Pappel gescheucht wird, und bei der scheinbaren Unmöglichkeit ihrer Umkehr schon ein Beitrag „zur Situation der Verkletterung“ in die Erscheinung tritt? Beklagen wir nicht noch weit mehr jene menschlichen Individuen, die dem Triebe nach Verkletterung keinen Widerstand leisten konnten, sondern ihm auf die trostloseste Weise erlegen sind?

Wir enthalten uns jeder Bemerkung über die im Sommer täglich vorkommenden wirklichen Verkletterungen auf dem landwirthschaftlichen Gebiet, unter denen der romantische Kaiser Max mit der auf ihn verfertigten Ballade obenansteht, zu welchen aber wohl jeder Gebirgsreisende einmal in seinem Leben ein größeres oder geringeres Seitenstück geliefert hat; wir reden nur von den Verkletterungen im bürgerlichen Leben. Trotz der reiflich überlegten Vorkehrungen des Staates in unserem, bureaukratisch überaus sorgfältig geregelten Vaterlande, ist der Möglichkeit der frechsten Verkletterung doch nicht jeder Weg abgeschnitten. Freilich werden wir diesen, nicht in den überwachten Regionen von Schule und Amt zu suchen haben. Auf den Gymnasien, den Real-, Handels- und Stadtschulen, sind den Strebenden alle Sprossen der Leiter so genau vorgezeichnet, daß sowohl ein Fehltritt, als ein

kühnes Ueberspringen einer derselben fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Wenn die Universität einer größeren Freiheit der Bewegung Spielraum zu gewähren scheint, so sorgen die darauf folgenden Examina dafür, den verwegenen Kletterern die Krallen zu stutzen, und in der gesetzlichen Reihenfolge der späteren Aemter gehört die Verkletterung in unserem, natürlich nichts von Nepotismus wissenden, auf die Gesetze des Verdienstes und der Anciennität gegründeten Staatswesen zu den Unmöglichkeiten. Nicht einmal in der Militairkarriere ist sie möglich. Unsere Geschichte hat nun schon ein volles Menschenalter hindurch keine Gelegenheit geboten, die regelmäßigen Stationen der Beförderung mittelst fanatischen Ehrgeizes zu überspringen. In Preußen kann kein nach Ruhm und Auszeichnung dürstender General durch die lächelnde Gunst eines Vormittags Marschall und Herzog werden. Unsere Marschälle wachsen langsam in diese Würden, unsere Herzogthümer vererben sich wie Fideicommisgüter und organische Fehler der Eltern; wir haben keine Herzöge in partibus. Der Ehrgeiz unserer Soldaten ist vollständig vor Verkletterung geschützt.

Im Handel, in der Kunst, in der Industrie sind aber noch zahllose Möglichkeiten geboten, ja man kann annehmen, daß die Mehrzahl der Personen, welche in diesen Richtungen ihren Lebensberuf gewählt haben, höher zu klettern suchen, als die Aeste des Daseins eigentlich zulassen. Mit Recht nennt unser großer Dichter den Baum des Lebens grün, allein er hat vergessen zu bemerken, daß auch keine geringe Anzahl derer, welche sich auf seinen Zweigen wiegen,

dieselbe hoffnungsvolle Farbe an sich trägt. Die Freunde der despotischen Ueberwachung unseres Geschlechtes könnten selbst aus dem Umstande, daß viele, ihrem eigenen Ermessen überlassene Personen unbesonnener Weise höher kletterten, als die Haltbarkeit der Aeste eigentlich zuläßt, auf die Pflicht des Staates schließen, diesen verwegenen Bestrebungen officielle Schranken zu setzen, allein die Aufklärung des Zeitalters ist bereits so weit vorgeschritten, daß selbst die abgebrühtesten Tyrannen, wo ihr Ich nicht in das Spiel kommt, jeden Waghals auf seine eigene Gefahr hin klug werden lassen.

Im Handel und Spiel mit Papieren haben wir daher in den letzten Jahren die entsetzlichsten Beispiele von schauerlicher Verkletterung erlebt. Wie bei großen Krönungs- und fürstlichen Hochzeitsfesten, die oben mit Kleinodien behangenen, dicht darunter aber sehr stark mit Seife bestrichenen Masten, aus Habsucht auch von Personen erklettert werden, welche für gewöhnlich von dieser Leibesübung nicht Profession machen, so sehen wir im Handel mit Actien und sonstigen Werthpapieren oft solche Personen am eifrigsten, denen diese gewagte Beschäftigung eigentlich ganz fern liegen sollte. Schaudernd haben wir sie, sich über die rauhen Aeste langsam emporarbeiten und dann in die dünnsten und dürrsten Reiser der faulsten Spielpapiere klettern gesehen, bis sie dann endlich festsaßen und durch ihr Wehklagen die Luft des Tages zerrissen. Die Verkletterung an der Börse ist das Erdübel dieses Instituts, und in den meisten Fällen pflegt kein anderes Mittel dagegen wirksam zu sein, als eine Verpflanzung auf den Ocean und eine

mehrjährige Kunstreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Aeußerst traurig, aber leider ganz gewöhnlich ist die Verkletterung in den Künsten. Nur zu oft strebt die Phantasie höher, als ihre kurzen Fittiche sie tragen wollen, und der zu hoch Emporgestiegene muß von der ihm äußerst vorsichtig nachgekletterten Kritik nicht selten bedachtsam bei den hinteren Extremitäten zurückgezogen werden, was nicht immer ohne einen Anflug von Komik bewerkstelligt werden kann. Auf den Blättern lyrischer Gedichtsammlungen, in den Notensystemen der Partituren, an den Wänden der Kunstausstellungen, vor den Lampen, selbst in Marmor, Erz und schlichten Bausteinen erleben wir täglich die traurigsten Beispiele der Verirrungen einer hochmüthigen Einbildungskraft. Erst wenn eine Reihe von Demüthigungen und ernsten Zurechtweisungen erfolgt ist, pflegen sich die davon schwer Betroffenen in einer mittleren Region bleibend aufzuhalten und die gewagten Kletterübungen fernerhin zu unterlassen. Nur in den redenden Künsten treibt die Leidenschaft für Höhen die davon Befallenen zuweilen so weit, daß keine wohlwollende Hand ihrer mehr habhaft werden kann, und sie schließlich in jener Gegend anlangen, wo die geistige Vegetation aufhört und die Narrheit rings um sich ihre unfruchtbare und öde Schneegrenze gezogen hat.

Wir sind jetzt bei dem höchsten und geheimnißvollsten Grade des Leidens angelangt. Wenn im Menschen bald durch ein großes häusliches, bald durch ein allgemeines historisches Uebel, der Trieb zur Verkletterung, ähnlich wie

bei Pferden das natürliche Temperament, durch ein, unter den Schweif gelegtes Stück brennenden Schwammes, mittelst Furcht und Schrecken geschärft wird, so kann, allerdings nur bei begabteren Individuen, der schauerliche Zustand der Selbstverkletterung eintreten. Das von bangen Gefühlen gemarterte Geschöpf steigt in sich selbst so hoch hinauf, daß die Wirklichkeit unter ihm als eine graue unbestimmte Masse, wie die Erde unter dem Fluge des Luftschiffers, zurückbleibt. Wunderbarer Weise ist dieser Zustand ansteckend. Es hat Philosophen gegeben, die durch ihre Hausfrauen und Haushälterinnen geängstigt, der vollkommensten Verkletterung anheim gefallen sind, und dessen ungeachtet, oder aber eben deswegen, umfangreiche Schulen gestiftet haben, deren Mitglieder, gleich Krähen in den Gipfeln eines alten Forstes, in den letzten Spieren der Abstraktion mit ihrem Meister saßen, und den ruhigen Blick für die Wirklichkeit unwiederbringlich verloren hatten. Gleich abschreckende Beispiele haben wir im Fache der Mathematik beobachtet. Im günstigen Falle macht zuweilen der Patient, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, eine wichtige wissenschaftliche Entdeckung, will ihm aber das Glück nicht wohl, so kann er auch so weit kommen, daß die Leute aus Mitleiden auf der Straße mit Fingern nach ihm weisen.

Die Fälle von politischer Selbstverkletterung sind in den letzten Monaten häufiger denn jemals vorgekommen. Die Unglücklichen sahen sich im Geiste bald in Cayenne, auf einem Ruhebette von Pfeffer, im geselligen Umgange mit Alligatoren und Boa's, bald verwechselten sie den

Digitized by Google

Berliner Oberbürgermeister mit einem „Maire", und hielten den Mann, welcher die Miethssteuer einkassirt, für den Einforderer einer Kriegscontribution. Ein von der Selbverkletterung überfallener Jüngling von Jahren abonnirte, um sich sprachlich bei Zeiten sicher zu stellen, auf Unterrichtsbriefe im Französischen, und trug außerdem den Mahn und kleinen Selig Tag und Nacht bei sich. Andere verstiegen sich aus Furcht vor Oesterreichs künftigen Plänen so hoch in ihren Gedanken, daß sie innerlich Frieden mit Frankreich schlossen und den Neffen für den wohlwollendsten und offensten Mann unseres Jahrhunderts erklärten. Zum Glück sind nach dem vorläufigen Friedensschluß einige abkühlende Gewitter vorgekommen, so daß wir an dem Befinden dieser Beklagenswerthen nicht ganz zu verzweifeln brauchen.

XIV.

Der Portier.

Nach einem ungefähren Ueberschlage ist in jeder großen Stadt der Bestand an solchen durchaus zuverlässigen Menschen, wie sie zur Bekleidung des Postens eines Hauswächters an der Thür, oder Portiers, erforderlich sind, niemals ausreichend, woraus hervorgeht, daß die Stelle eines Portiers nur in seltenen Fällen würdig besetzt,

meistentheils aber unwürdigen Personen anvertraut, mehr zu einer Plage, als zu einer Wohlthat für das Haus und seine Einwohner wird.

Wir stellen diesen Satz an die Spitze der folgenden kleinen Abhandlung, weil er am deutlichsten unsere Stellung zu der modernen Genossenschaft des Portiers bezeichnet, und das einfache Thema zu mannigfaltigen Variationen hergiebt.

Wenn ein Mensch, der durch sorgfältige Erziehung, liebevolle Anleitung seiner Eltern und ihr eheliches Glück, dazu herangebildet ist, sein ganzes gemüthliches Wohl im Hause zu suchen, aufgefordert würde, ohne Scheu vor seinen christlichen und jüdischen Mitbürgern, offen und ehrlich seine Vorstellung von dem Hause und der Einrichtung desselben kund zu geben, so ließe er sich wahrscheinlich folgendermaßen vernehmen: „Ich denke mir das Haus, in welchem eine menschliche Creatur ungestört nachgrübeln, dichten und trachten, arbeiten und musiciren, für die Erziehung der Kinder sorgen und den Weinberg des Herrn bebauen kann, als ein kleines, etwas ins Citadellische hinüberspielendes Gebäude mit einer eisenbeschlagenen, stets verschlossenen und verriegelten Thür, welche, außer mit einer Sicherheitskette, mit einem verborgenen Loche versehen sein muß, um jeden Einlaß Fordernden, von ihm selber unbemerkt, beobachten und nach Befinden der Umstände abweisen zu können. Eine Garnitur Stöcke, von der einschmeichelnden Haselgerte an, bis zu dem ausgesprochenen Knüppel, in der Nähe der Pforte, als eine Waffensammlung neuerer Gastfreundschaft, wohlgeordnet

aufgestellt, wäre wenigstens zur Abschreckung sehr geeignet, allein in Thätigkeit versetzt, mit den gegenwärtigen Gesetzen in Widerspruch stehend; also leider nicht anwendbar."

Wäre dieses das Haus, wie es sein soll, so sticht davon das, wie es in Wirklichkeit ist, sehr auffallend ab. Das heutige Haus ist eine, von Tagesanbruch bis zwei Stunden vor Mitternacht offenstehende Räumlichkeit, der man etwas Schmeichelhaftes nachrühmt, wenn man sie „Menschengehäuse" betitelt. Vermöge einer lächerlich symbolischen Vorrichtung ist häufig noch die offene Hausthür mit einem Riemen an der Wand befestigt, als ob man darauf bedacht wäre, dem Eindringling allen möglichen Vorschub zu leisten und den Einwohner so viel als möglich bloszustellen. Wenn das wahre, ächte Haus, wie wir es noch in England und in alten deutschen Städten finden, jedesmal durch gewaltiges, bestimmt rhythmisirtes Klopfen, oder durch heftiges Klingeln förmlich zur Uebergabe aufgefordert werden muß, kann in das Pseudohaus jeder Bösewicht bis auf den Holzboden schleichen, auf die leichteste Weise die Löffel aus der Küche, und wenn er sonst will, das kleinste Kind aus der Wiege stehlen. Dort wird jeder Besuch eine reiflich überlegte historische Zusammenkunft; hier ist er nichts weiter als ein schnöder Ueberfall. Die Deutschen waren offene, mittheilsame Leute, als sie ihre Häuser fest verschlossen; seit ihre Thüren offen stehen, sind sie trotz aller scheinbaren Redseligkeit scheue und im Grunde doch versteckte Leute geworden.

Die erwähnten Uebelstände unverschlossener Häuser sind

schon vor Jahren von weisen Männern in unserem Vaterlande entdeckt worden, ohne daß man auf eine geeignete Abhülfe verfiel. Da man aus falscher Schaam und übelangebrachter Trägheit nicht zu der guten alten Sitte zurückkehren wollte, nach welcher jeder Hausherr, um die Zeit des lebhaftesten Besuches und des „angerissenen Abends", mit dem Hausschlüssel, einer brennenden Laterne und dem Knotenstock hinabstieg, um den etwa noch Einlaß Fordernden gebührend zu empfangen; gerieth man endlich auf die heillose Idee: im einzelnen Hause die Einrichtung der ganzen Stadt nachzuahmen, und wie an das Thor eine Wache, so an die Stelle, wo der Maurer das Loch gelassen hat, einen Wächter zu setzen. Der Portier war erfunden.

Zur Ehre und Rechtfertigung der deutschen Nation sei hier gleich bemerkt, daß der deutsche Portier sich durchaus von dem französischen Concierge unterscheidet, denn jener hat seinen bleibenden Aufenthaltsort nur an der Straße und am Eingange des Hauses, dieser aber steckt seine Hände und Nase in die tiefsten Geheimnisse der Einwohner, kassirt Miethen ein, controllirt die Quartiere, putzt Stiefel, verwahrt Stubenschlüssel, steht mit dem Briefträger in einem geheimen Rapport, durchschnüffelt die Papiere in den Zimmern, revidirt die Wäsche und ist oft ein besserer Freund der Polizeibeamten, als den Einwohnern lieb sein mag.

Immerhin ist der christlich germanische Portier ein bedenkliches Möbel in einem Hause. Es giebt Stellen und Posten, welche das Gleichgewicht des besten Charakters

stören; zu diesen gehört eine unterirdische Wohnung neben der Hausthür, mit zwei niedrigen Fensterchen nach der Straße hinaus, und einem Guckloche nach dem Flur. Der Hang zur Beobachtung wird hier unvermeidlich geweckt und genährt, und man muß, so oft man die moralischen Folgen desselben in den Portiersseelen bemerkte, jenen Rigoristen Recht geben, welche um der menschlichen Ruhe willen lieber wollten, daß die Beobachtung ganz aufhöre, als daß sie die Ursache fortwährender gesellschaftlicher Unbequemlichkeiten und Zwiste sei. Durch die Lage seiner Wohnung gezwungen, das Leben von unten her zu beobachten, pflegt sich einige Zeit nach Uebernahme des Amtes seines Portiergemüthes eine eigenthümliche Bitterkeit zu bemächtigen. An dem Guckloche vorbei zieht sich die große Heerstraße des Hauses. Er sieht die reichen Stoffe, welche in die oberen Stockwerke gebracht werden, um den Fußboden zu bedecken, die hohen Fenster zu schmücken und die Fugen der Thüren zu verhüllen, die üppigen Speisen und Weine, die man häufig nach oben vorbeiträgt, das reichliche und angenehme Brennmaterial, dessen sich die Hausbewohner erfreuen, den Arzt, der täglich die eingebildeten Kranken besucht, die wohlhabenden Freunde, welche kommen und seinen Gebieter zu sich einladen, die glänzenden Gesellschaften, die oben bis in die Nacht hinein gegeben werden. Er sieht dieses Alles, und wohnt in einem niedrigen, feuchten Gelaß, in Gesellschaft von Weib und Kind, nebst einigen kleinen grauen Pilzen in den Ecken, die, unzählig oft vertilgt, aus angeborner Anhänglichkeit immer wiederkehren, lebt von zwölf Thalern

Digitized by Google

Lohn und dilettantischem Schuhflicken, hat Tag und Nacht keine Ruhe, da er auf einer ewigen Ausschau vor dem Guckloch liegen muß, behandelt seine kränklichen Kinder, wenn der Armenarzt ihn im Stiche läßt, mit Apfelwein, und brennt in seinem eisernen Ofen den die Luft verpestenden Abfall des Torfes. Mit seltenem Heroismus, wie ihn nur der arme Mann zu entwickeln vermag, erträgt er diesen schauerlichen Contrast einige Monate hindurch und legt seinem murrenden Weibe Schweigen auf. Endlich erschlafft die strenge Haltung, mit der er seinen Dienst versieht. Das Hausgesinde zieht ihn in's Vertrauen zu allerlei kleinen Durchstechereien, der Sohn des reichen Wirths belohnt ihn für seine Verschwiegenheit in einem gewissen Punkte, und die räthselhafte Donna im zweiten Stockwerke, weiht ihn in eigenthümliche Combinationen socialer Art ein; er lernt einige Herren abweisen, wenn andere da sind, und schweigen, wenn sie länger als billig dageblieben sind. Schon ist es ihm gelungen, durch Connexionen die älteste Tochter unter die Figuranten-Candidatinnen zu bringen; was aus dem großen Jungen werden soll, kann man noch gar nicht wissen, aber er läßt vorläufig die Haare lang wachsen und phantasirt von einem schwarzen Manchesterrock als Weihnachtsgeschenk.

Das wäre die kurz angedeutete moralische Einwirkung eines Hauses, aber jedes Haus bringt verschiedenartige Veränderuugen in der Seele des Portiers hervor und wandelt eigensinnig genug seinen Charakter um. Ich kannte mehrere Jahre lang einen alten Redactionsbedienten von wahrhaft antiker Sitteneinfalt. Wenn ich in der Eile

der Correspondenz, um den eisernen Ofen rasch zu erwärmen, ein Bündel alter Zeitungen hineinsteckte, konnte er außer sich gerathen, weil ihm der Materialist im Eckladen 9 Pfennige für das Pfund Makulatur bezahlte. So unmäßig, wenn schon im Geheimen, er dem Branntwein zusprach; seine Gesichtszüge, namentlich das Cap des Geruches, wurden durch das Fluidum nicht geröthet; er erblaßte und vermagerte von Jahr zu Jahr immer mehr. Er war zuweilen, besonders wenn ihn unkluge oder unerfahrene Abonnenten reizten, über alle Maßen grob; eigentlich höflich war er nur gegen den Cassirer, an dem Tage und in der Stunde der Auszahlung des Lohnes. Als die Zeitung einging, engagirte ihn ein altes und berühmtes Banquierhaus als Portier. Nie ging mit einem Menschen eine größere Veränderung vor. Bei Gelegenheit eines Diners, das einem noch älteren und berühmteren Banquier gegeben wurde, begegnete ich meinem Alten in einer sehr würdigen Livree. Sein ehemals schmächtiger Leib war sanft gerundet, das Gesicht lieblich geröthet. Der ausgepichte Branntweintrinker war mäßig geworden und hatte sich an Rothweinneigen gewöhnt. Die furchtbare Grobheit war einer milden Herablassung gewichen; er nahm mir den Mantel in der gemüthlichen Laune eines Tyrannen der Vergangenheit ab, der seinen Tagesbedarf an Arretirungen und Ausweisungen gedeckt weiß, und den Abend über jeden folgenden armen Sünder gnädig durchwischen läßt. Benahm er sich mir, einem alten Bekannten gegenüber, noch etwas zurückhaltend, so scherzte er ganz unverholen mit einem stattlichen Bankbeamten. In seiner

geräumigen Stube brannte im Kamin ein Steinkohlenfeuer und ein Lehnstuhl stand davor. Aus dem verhetzten und verzweifelten Menschen, dem verkommenen Zeitungswildprett, war im Schatten der Staatspapiere und Eisenbahnactien, bei dem sanften Rauschen der Wechsel, ein ruhiger Gentlemen geworden. Sogar eine Tasche mit starkem Messingschloß und langen ledernen Riemen, ein Instrument, um es fest um den Leib zu schnallen, und größere Summen in Papier darin zu transportiren, sah ich in der Stube liegen; er genoß also das volle Vertrauen seiner Gebieter! Das war wieder die Veredlung einer ursprünglich elenden Natur durch die Wohlhabenheit und den sittlichen Einfluß einer vortrefflichen Portierstelle mit guter Behandlung und reichlichen Trinkgeldern.

Gewöhnlich wird der Portier eine selbstständige Macht hart an der Grenze zwischen Straße und Haus. Man könnte seinen Stand mit einer jener Militärbevölkerungen vergleichen, welche halbbarbarische Staaten an ihren Grenzen gegen ganzbarbarische Nachbaren anzusiedeln und einzuexerciren pflegen, wenn die Portiers nicht auch ihre Waffen gegen die Unterthanen des eigenen Oberherrn richteten. Wir sprechen hier nicht von dem hohen Adel unter den Herren Portiers, z. B. von dem imposanten Flurwächter im Palais Sr. Majestät des Kaisers von Rußland unter den Linden, von dem gestrengen Portier im Kriegsministerium, der auf uns schon vor Jahren den Eindruck eines Onkels der Victoria gemacht hat, oder von dem ernsten Denker im Hause des musikalischen Grafen von Redern; wir meinen hier nur die kleinen Portiers in

Digitized by Google

hochmüthigen Privathäusern. Sie nehmen gar zu gern etwas von den Sitten der Accisebeamten und älteren Chausseeeinnehmer an, das sie bald in Redensarten, bald in finstern Mienen an den Tag legen.

Dem Portier pflegt gemeinhin die Pflicht auferlegt zu sein, die Spiele der Kinder des Hauses im Flur und auf dem Hofraume zu überwachen, und vor Entartung zu bewahren. Er unterzieht sich dieser Pflicht fast immer in einer Weise, die ihn den Kindern sehr widerwärtig macht, und ihre Einbildungskraft mit traurigen oder unangenehmen Bildern erfüllt. Wenn die Kinder ihn weit hinten im Garten glauben, liebt er es, aus der Tiefe des Kellers mit einem Strauchbesen stumm an das Tageslicht emporzusteigen und brummend den Hof zu fegen. Im Sommer besprengt er denselben am liebsten, wenn die Kinder Ball spielen wollen; im Winter fegt er den Schnee nur darum so eifrig bei Seite, damit sie sich nicht mit der Anfertigung von Schneemännern belustigen sollen. Das geringste Versehen wird von ihm in den oberen Etagen denuncirt, und wer irgend eine Anwartschaft auf eine Tracht Prügel erwirbt, kann sicher sein, sie durch seine Unterhandlungen zu erhalten.

Mit der Hofmusik lebt er auf dem Kriegsfuße. In sehr vielen Häusern Berlins legen die Hauswirthe ihre Abneigung gegen diese schöne Kunst dadurch an den Tag, daß sie eine sehr deutlich geschriebene Tafel an der Wand des Flures befestigen, welche jedem mit Flöte oder Leierkasten wandernden Orpheus anzeigt, daß er in besagtem Hause nicht allein auf kein Honorar für seine künstlerischen

Bemühungen, sondern auch auf seine sofortige, selbst gewaltsame Entfernung zu rechnen habe, falls er sich erfreche, im Hofe sein Spiel zu rühren, oder durch Gesang einen Nachtrag zu des Knaben Wunderhorn zu liefern. Wo aber ein Portier vorhanden ist, pflegt dieser beauftragt zu sein, jegliche Entwickelung von Virtuosität zu hindern. Er entledigt sich dieser Pflicht gern mit vieler Erbitterung. Nicht als ob er ein geborener Musikfeind wäre; er hört vielmehr einen wohlgedrehten Leierkasten, eine Flöte ohne zu vielen Nebenwind, einen kräftigen Bierbaß, mit vielem Vergnügen. Eine größere Genugthuung empfindet er, wenn er sich über die Menschheit erheben, und den kleinen Tyrannen spielen kann. Jede Gelegenheit ist ihm willkommen, dem an seinem Guckfenster Vorübergehenden einige Unbequemlichkeiten zu verursachen. Sein gewöhnliches Verfahren gegen die Männer der Hofmusik besteht darin, daß er sie unangefochten den Flur passiren, im Hofe die Orgel von der Schulter nehmen, und alle Vorbereitungen zu einer Matinée oder Soirée treffen läßt, dann steigt er aus seiner Wohnung empor, nähert sich den Künstlern und sagt ihnen, daß der Wirth der ausübenden Tonkunst nicht hold sei, daß er, der Portier, aber sogar noch von dem moralischen Wesen umherschweifender Virtuosen sehr gering denke, und ein solides Gewerbe, z. B. die Verkleinerung von Brennholz, jeglicher Spielfahrt weit vorziehe. Ein etwa entstehender kleiner Wortwechsel kann ihn für den ganzen Tag erheitern. Wohnen Chambregarnisten im dritten Stockwerk, so thut er ihnen insofern alles gebrannte Herzeleid an, als er die sie besuchenden Personen

Digitized by Google

der strengsten Beaufsichtigung unterwirft, sie selber nicht selten zur unrechten Zeit verleugnet, oder aber mißliebige Personen regelmäßig zu ihnen hinaufschickt.

Nervöse Frauenzimmer reiferen Alters haben behauptet, daß viele Portiers den Einfluß des „bösen Auges" auszuüben im Stande seien. Wir sind weit entfernt, diesen wahrheitsliebenden und vorurtheilsfreien Damen auf ein so bedenkliches Gebiet zu folgen; es wird hinreichen, nur die uns bekannten Thatsachen näher anzuführen. Eine unverheirathete Dame, deren Mündigkeitserklärung in einem Jahrzehent stattgefunden hat, das noch keine constitutionellen Regungen empfand, kündigte ihre Wohnung, weil ihr die Existenz des Portiers im Erdgeschoß und seine psychischen Einwirkungen auf ihr Nervensystem unerträglich waren. Sie beschuldigte den unglücklichen Mann gewisser „Ausstrahlungen", aber man würde irren, wollte man dieselben irgendwie poetischer Art halten. Alle Angaben aus der übersinnlichen Welt von Swedenborg an, bis auf die psychographische Gesellschaft zu Berlin, haben das Unglück, an einer unheilbaren Prosa zu leiden. Die Dame behauptete, daß der Portier ihr, durch seine magischen Blicke auf ihre Füße, wenn sie an seinem Guckfenster vorübergegangen sei, ein Ueberbein angehext habe. Weder die Ueberredungskraft des Arztes, noch des Predigers ihres Kirchspieles vermochte etwas über sie; und sie behauptete, fortwährend den gespenstischen Blick des Portiers auf besagtem Ueberbeine zu spüren. Schon wollte man sie nach der bekannten Irrenanstalt für Damen, nach Zehlendorf, bringen, als der Geistliche noch einen vorherigen

Wohnungswechsel vorschlug. In einem Hause ohne Portier, welches die Dame betreten konnte, ohne daß Jemand an den ersten Stufen der Treppe ihre etwas großen, mit Ballen versehenen Füße zu betrachten vermochte, wurde eine neue Wohnung gemiethet, und die reife Schöne hatte nicht sobald einige Wochen darin gewohnt, als ihre krankhaften Einbildungen schwanden, und besagtes Ueberbein ihr keine anderen Unbequemlichkeiten, als die natürlich damit verbundenen verursachte.

Eine andere selbstständige Dame von guter Familie, aber etwas romantischer Anschauung, fühlte sich gleichfalls durch den Blick des Portiers eingeschränkt und befangen. Dies schien um so merkwürdiger, als derselbe unter die jungen und wohlgebildeten Männer gehörte, so eben von der Garde entlassen und noch nicht verheirathet war. Leider sind wir über den magischen Einfluß dieses ehemaligen Grenadiers nicht genauer unterrichtet; wir wissen nur so viel, daß auch diese Dame, jedoch ohne den Geistlichen und Arzt um Rath zu fragen, plötzlich ihre Koffer packte, und sich für einige Monate auf das Land begab. Uebrigens muß die Entzauberung sehr qualvoll gewesen sein, denn die Dame fiel bei ihrer Heimkehr allen Bekannten durch ihre Blässe und ausnehmend schlanke Gestalt auf. Auch über den Portier war nichts Näheres zu erfahren, er hatte inzwischen bei der Kriegsreserve wieder eintreten müssen.

Mit unverheiratheten älteren Herren stehen die Portiers bei weitem besser. Sie reinigen die Kleider, und untersuchen dabei die Taschen, ordnen das Pfeiffenwesen

bei den ältesten Patriarchen, und rauchen einen, aus Cigarrenstummeln geschnittenen starken Tabak. Sie unterziehen sich allen kleinen Gängen und Besorgungen von Lebensmitteln, von denen ihnen der sogenannte „Zehnte", wie man in Berlin den vierten Theil eines Pfundes nennt, zuzufallen pflegt. Zuweilen leisten sie auch Dienste eines Stallknechtes bei einzelnen Reitpferden, und treiben in diesem Falle einen kleinen Handel mit Hafer. Aeltere Portiers verstehen sich meistens noch auf allerlei kleine lose Gewerbe, die zwar nicht ihren Mann nähren, ,aber doch die Wirthschaft erhalten helfen. Sie ziehen Kanarienvögel in Hecken und verkaufen die feinen Schläger zu hohen Preisen, sie scheeren im Sommer Pudel und Spitze im Löwenstyl, halten sich zuweilen im Souterrain Cochinchinahühner, noch lieber jedoch, wenn es irgend angeht, Kaninchen oder Meerschweinchen. Solche naturphilosophische Portiers sind immer gute Leute und stehen unter dem Pantoffel ihrer Frau Gemahlin.

In einigen Häusern giebt es auch Portieren. Wenn der Mann stirbt und der Hauswirth bis dahin mit dem Betragen der Familie zufrieden war, setzt die Wittwe nicht selten das Geschäft des Mannes fort; allein man findet auch Frauen und Jungfrauen, welche sich diesem unterirdischen Beruf von Hause aus gewidmet haben. Die Grundbedingung dazu ist eine gewisse Resignation auf die Freuden der Welt und ein Bruch mit dem männlichen Geschlecht; aus heiler Haut entschließt sich kein Frauenzimmer, Portiere zu werden und ihr Wachen und Schlafen an eine Hausthür zu ketten. Selten stehen diese Beam-

Digitized by Google

tinnen aber auf der Höhe der männlichen Portiers, sie sind meistens sehr sorglos im Verschluß der Häuser und ermangeln jenes feinen männlichen Gefühls für die Idee der verrammelten Festung, als der Grundbedingung wahren Familienglückes. Bei ihrer häufig verbitterten Gemüthsstimmung halten sie sonst auf ein sehr strenges Regiment und werden von Obstfrauen, Weibern mit Holzwaaren und Strohmatten, Slowaken mit Mäusefallen, Kesselflickern, Scheerenschleifern, vazirenden Böttichern und Hasenfellhändlern auf den Tod gefürchtet. Strenge genommen müßte man sie eigentlich auch nicht mehr in die Kategorie der „Portiers" setzen, denn sie gebehrden sich mehr als „Hausvorposten", patrouilliren unausgesetzt im Flur und vor dem Hause, machen Streifzüge in den Hof und Garten, und stehen in fortwährenden Unterhandlungen mit dem wachhabenden Schutzmann an der Ecke und dem Briefträger. Von den Berliner Zeitungen lesen diese Damen nur den Publicisten, wegen seines pikanten Lokalartikels und der Gerichtsverhandlungen. In dem benachbarten Keller mit der englischen Drehrolle besitzen sie einen großen Einfluß auf alle Köchinnen, und ihr social-politischer Scharfblick wird von diesen ungemein gefürchtet. Sie besprechen auch wohl die Rose und das Fieber, sind dessen ungeachtet aber eifrige Kirchengängerinnen, sobald es ihr Dienst zuläßt. In ihrer Wohnung ist auch das Viertel deponirt, an welchem sechszehn Dienstmädchen der Straße mitspielen, weshalb acht Tage nach der Ziehung sich bei ihnen ein ungewöhnlich starker Zuspruch zeigt. Bei ihnen holt sich ferner das gesammte weibliche Personal der Ge-

Digitized by Google

gend Rath in kritischen Zeiten, ob dem Berliner Magistrat noch weiterhin zu trauen ist, oder ob der Betrag der Sparkassenbücher sofort einkassirt werden muß. Das delphische Orakel genoß nur in seiner glänzendsten Epoche ein gleich hohes Vertrauen, wie diese Bürgerinnen eines freisinnigen Staates.

XV.

Häusliches Stillleben.

„Was soll ich mit ihm machen, Herr Kanzeleisekretär? sagen Sie, was ich mit ihm machen soll?" fragte der Wirth, Herr Braun, und sah dem, nicht einem wirklichen Menschen, sondern nur einem, mit allerschlechtester Copirtinte abgedruckten Duplicate gleichenden Kanzeleisekretär fest in's Gesicht.

„Was Sie sollen, Sie, als Wirth, ihm kündigen sollen Sie, weiter nichts!"

„Ich werde doch nicht meinem besten Miether das Quartier aufsagen?"

„Dem besten Miether, einen solchen niederträchtigen Menschen nennen Sie den besten Miether!" rief das Duplicat und hob die linke Hand gegen die Decke, welche die Stelle des wirklichen Himmels vertrat.

„Er bezahlt seine Miethe in den Morgenstunden des Ersten in jedem Quartal, er bindet sich strenge auch an

den geringsten Paragraphen des Contracts, er kratzt die Stiefeln schon vor der Hausthür ab, er bekommt fast gar keinen Besuch, und verlangt nicht, daß fortwährend etwas für seine Wohnung geschehen soll — Sie werden zugeben, Herr Kanzeleisekretär, daß ein Wirth wohl das Recht hat, einen solchen seltenen Mann seinen besten Miether zu nennen."

„Aber Sie werden doch auch zugeben, Herr Wirth, daß das Urtheil über einen Miether von seinem Betragen gegen die anderen Miether abhängt?"

„Was thut er Ihnen?"

„Mir thut er nichts, aber er soll Dandy, meinen Hund, in Ruhe lassen!" rief wüthend der Kanzeleisekretär, da ihm plötzlich alle, Dandy zugefügten Beleidigungen einfielen.

„Das setzt Herrn Wermuth in meinen Augen nicht herab, denn der Hund ist strenge genommen ganz wider den Contract, und ich als Wirth sage nichts dazu, weil ich ein billiger Mann bin, und die Miether nicht wegen Kleinigkeiten behelligen mag, allein wenn Herr Wermuth als Bewohner des ersten Stockes strengere Ansichten hat, so kann ich ihm nicht entgegentreten."

„Grade weil Sie so nachsichtig sind, Herr Wirth, muß auch er sich in Geduld fügen!" schnatterte der Kanzeleisophist.

„Falsch geschlossen," sagte kopfschüttelnd der Wirth. „Nach meiner Meinung werden Contracte nicht nur zwischen Wirth und Miether geschlossen, um die Verhältnisse Beider unter einander im Hause festzustellen, sondern auch

im Interesse aller anderen Miether. Auf dem Contracte beruht, wenn ich mir, einem Beamten gegenüber, dieses Gleichniß gestatten darf, die Constitution, der Rechtszustand des ganzen Hauses. Begehe ich nun den Fehler, durch Nachsicht gegen eine oder die andere Partei diesen Rechtszustand zu stören, so kann jedem Miether, der mit meiner milden Auffassung des Paragraphen des Contracts nicht einverstanden ist, irgend ein Act kühner Selbsthülfe nicht verübelt werden."

So sprach mit Weisheit der Wirth und lächelte als ein gebildeter Mann, der sich klar bewußt war, eine über den Ideenkreis seines Opponenten hinausgehende kleine Schelmerei gesagt zu haben; der Kanzeleisekretär aber nahm verlegen eine Prise und bemerkte nur noch als Schlußamendement: „Ich für meinen Theil, Herr Braun, habe kaum in meinem eigenen Interesse gesprochen, mir thun nur Frau und Fräulein von Pritzelwitz im zweiten Stock leid: es ist mit ihren beiden Katzen ganz dieselbe Geschichte, Herr Wermuth hat mit Peter und Paul fortwährend etwas vor. Neulich wollten die beiden Damen in den Garten gehen, und jede trug in ihre Mantille gewickelt eine Katze; da trat Herr Wermuth aus seiner Thür. Er grüßte die Damen äußerst artig, das ist wahr, allein zugleich blickte er Peter und Paul so hämisch und verletzend an, daß beide in äußerster Aufregung sich aus den Mantillen losarbeiteten, mit gesteiften Schwänzen die Treppe hinab und über den Gartenzaun schossen. Ja, Herr Braun, Peter und Paul kamen an jenem Abende vor Angst gar nicht mehr nach Hause, und erst als den

Jungen des Tischlers, unseres Nachbaren, zehn Groschen als Prämie versprochen wurden, gelang es, der Ausreißer habhaft zu werden. Nur deshalb habe ich gesprochen."

„Dann mögen die Damen mit Herrn Wermuth den Handel allein ausfechten — ich kann nichts mehr thun — eher kündige ich allen Parteien im Hause, als diesem Herrn. Ich will Frieden haben und man soll ihn in Frieden lassen." Nach diesem Ultimatum des Wirthes schwieg der Kanzeleisekretär, machte eine schöne Verbeugung und stieg in das dritte Stockwerk empor, nicht ohne Sorge erwägend, daß ihm seine hübsche und billige Wohnung von dem erzürnten Wirthe aufgesagt werden könne; Dandy aber empfing ihn mit dem fröhlichsten Gebell.

Offenbar besitzen alle Einwohner des Hauses Nr. 223 in der Kochstraße die besten Eigenschaften, um in Verträglichkeit mit einander zu leben, wenn die brennende Hunde- und Katzenfrage nicht wäre. Herr Braun, der Wirth, bewegte sich als ein verständiger Mann in einem lobenswerthen Jüste Milieu oder starken Centrum, Herr Wermuth aber stellte sich auf einen Standpunkt der schärfsten Opposition; für ihn war die Hunde- und Katzenfrage bei Tage und bei Nacht eine offene, denn Herr Wermuth war ein Original und halbverrückter Humorist.

Es giebt noch genug Leute dieser Gattung in Berlin, ohne daß die witzige, leicht hinlebende Bevölkerung von ihnen Notiz nimmt. Sie schreiben und dichten nichts aus ihrer tollen Weltauffassung, aber sie leben oft die wunderlichsten Lächerlichkeiten zusammen. Herr Wermuth war ein begüterter Particulier, der in jüngeren Jahren große

Digitized by Google

Reisen gemacht hatte, und nach Zurücklegung des fünfzigsten Jahres nur einer angenehmen Muße lebte. Er besaß eine Bibliothek von satyrischen und humoristischen Werken aller Zeitalter, aber die Uebersetzung des Rabelais von Dr. Regis aus Breslau war sein Lieblingsbuch. Nach seiner Behauptung übertraf sie das Original, weil der geniale Bearbeiter, als ein großer Sprachkenner, alle gewaltigen deutschen Kraftausdrücke hineingearbeitet habe, wodurch das Colorit des Originalromans völlig verdunkelt würde. Vielleicht hatte er Unrecht, aber er kannte seine Autoren, und wußte viele drastische Hauptstellen aus dem Leben und der Philosophie des Pantagruel und Gargantua auswendig. Mit der Nachbarschaft verkehrte und sprach Herr Wermuth nur wenig. Bis zur Mittagsstunde beschäftigte er sich mit Lectüre, dann drückte er seinen Regenschirm unter den Arm, knöpfte im Winter seinen mit Pelz gefütterten Paletot, im Sommer seinen blendend weißen leichten Rock bis an den Hals zu, und machte weite Spaziergänge. Niemand weiß mit apodiktischer Gewißheit anzugeben, welche Zwecke Herr Wermuth auf diesen Spaziergängen, außer denen leiblicher Bewegung, verfolgte, allein seine Feinde in Nr. 223 der Kochstraße behaupteten, er ginge nur vor den Thoren der schnödesten Hunde- und Katzenjagd nach. Wenn man sein Betragen in dem erwähnten Hause beobachtete, so wagte man kaum zu widersprechen. Die Gegner schienen ihn errathen zu haben; er war ein ausgesprochener Feind dieser beiden Geschlechter.

„Nach meiner Meinung," hatte er einst nach einem heftigen häuslichen Conflicte zu dem Wirthe Herrn Braun

gesagt, „sind Hunde und Katzen nur durch die moralische Schwächlichkeit und Nachsicht der Menschen gezähmt, in ihrer Nähe geduldet und sogar mit einer Art bürgerlicher Stellung ausgestattet. Ich will mit mir handeln lassen und zugeben, daß der Hund sich in vielen Fällen nützlich macht, daß er Jägern und Hirten unschätzbare Dienste leistet, und als Wächter und Vorspann sehr nützlich und brauchbar ist; als Hausthier und Gesellschafter büßt er jedoch alle diese schätzenswerthen Eigenschaften ein und versäuert in seinem Gemüthe. Die einsichtigen Väter der Stadt lassen sich deshalb folgerichtig für die Duldung des Luxushundes unter dem Namen der Hundesteuer von den Besitzern einen Tribut zahlen. Wird derselbe verweigert, oder aus Nachlässigkeit nicht gezahlt, so darf sich der hündische Censor des vierbeinigen Individuums bemächtigen, wenn er dasselbe ohne Legitimation durch die gesetzlich vorgeschriebene Marke antrifft. Lasse ich also in Betreff der Hunde, ungeachtet meines persönlichen Widerwillens, einige mildernde Gründe zu, so finde ich nichts zur Rechtfertigung der Katzen. Ihre Heranbildung für die Civilisation kann nur als ein Fehlgriff betrachtet werden. Gleich den Mohren nehmen sie nur einen äußeren Schliff an, und die Bestie in ihnen springt bei der ersten Gelegenheit deckenhoch empor. Führen Sie nicht zu ihrer Rechtfertigung an, daß sie Mäuse und Ratten fangen. Sie thun es nicht, denn ich finde in allen Häusern Katzen, und zu derselben Zeit in Berlin einen Stand ehrsamer Gewerbtreibenden, der sich „Kammerjäger" nennt, und einen fortwährenden Vertilgungskrieg gegen jenes Ungeziefer führt,

ohne jemals die nächtliche Ruhe in Kellern und auf Böden herzustellen. Sie fangen höchstens eine Maus oder Ratte zu augenblicklicher Zerstreuung, aber sie fressen dafür lebendige Vögel, stehlen Fische, Cotelettes und junge Hühner aus den Küchen, streichen mit den Pfoten die Sahne von den Milchschüsseln, parfümiren die reinlichsten Hausflure durch ihr Lebenselixir, verstören zweimal im Jahre viele Nächte durch ihren grenzenlos abscheulichen Gesang und fröhnen außerdem dem ärgsten Müßiggange. Ich betrachte es daher als die verdienstliche Bestrebung meiner Mußestunden, dies Geschlecht aus der falschen Position, in welcher es zu der menschlichen Genossenschaft steht, in seine natürliche Stellung zu ihr zu bringen und die verkünstelt zahme Katze wieder wild zu machen."

Wir kehren nach dieser nothwendigen Charakteristik des exceptionellen Mannes zu den anderen Einwohnern zurück. Jede Weltansicht gewinnt um so mehr Berechtigung, je tiefer man in Geist und Gemüth ihres Producenten dringt. Frau und Fräulein von Pritzelwitz waren vollkommen befugt, im Umgange mit den beiden Katern Peter und Paul das Glück ihres Lebens zu suchen. Nachdem Herr von Pritzelwitz als das Opfer der Talentlosigkeit seiner Gattin, dem Ehemanne das Leben angenehm zu machen und zu verlängern, endlich gefallen war, verband sich die Wittwe mit der Schwester des im heiligen Kampfe für Männerehre und Freiheit Gebliebenen, und Beide legten einen Eid ab, fürder die Gesellschaft des moralisch so gebrechlichen Männergeschlechtes zu fliehen und dafür dauernde Freundschaft mit Katern zu schließen. Wer ähnliche Ver-

hältnisse schärfer beobachtet hat, wird uns glauben, wenn wir behaupten, der selige Herr von Pritzelwitz habe es in seinem Leben niemals so gut gehabt, als Peter und Paul, ja kein Berliner Kind werde so zärtlich behandelt und überwacht. Peter und Paul hatten zwei mit Eiderdaunen ausgestopfte Betten, besaßen je nach der herrschenden Witterung einen wärmeren und leichteren Rock, tranken Milch und Suppe aus feinen Porzellanschaalen, die mit dem Namen eines Jeden bezeichnet waren, und wurden täglich von dem Dienstmädchen gebadet und gekämmt. Herr Wermuth sah wohl ein, daß diese zärtliche Behandlung der Kater nur eine Folge der Gewissenspein beider Weiber über die dem männlichen Geschlechte zugefügten Leiden sei, allein die gute Absicht konnte ihn nicht mit der naturphilosophischen Verkehrtheit des wohlthätigen Werkes versöhnen. Wo er die Wege Peters und Pauls kreuzte, that er ihnen alles gebrannte Herzeleid an, ja Böswillige behaupteten, er trachte ihnen nach dem Leben.

In den lieblichsten Tagen des August vermißten die alten Damen ihre beiden Freunde; sie waren schon in den Morgenstunden auf eine geheimnißvolle Weise verschwunden. Die angestellten Nachforschungen ergaben nur eine Menge verwirrter Katzenspuren vor dem Gartenhause und eine Quantität gedörrten Krautes, welches die Damen in gerechtem Mißtrauen sofort sammelten und dem benachbarten Apotheker zur Untersuchung übergaben. Sie vermutheten ein neues teuflisches Katzengift, allein es war nur jenes Kraut marum verum, welches die Natur geschaffen zu haben scheint, um auch diesem Geschlechte eine

dem Opiumrausch ähnliche Entzückung zu verschaffen. Offenbar hatte jener verrätherische Wermuth es ausgestreut, um Peter und Paul durch den mysteriösen Geruch in den Garten zu locken, dann waren andere Stammesgenossen aus der Nachbarschaft hinzugekommen, und endlich hatten sich alle Schwelger in wilder Betäubung entfernt und auf Dächern Orgien gefeiert oder rasend gekämpft. Wie gewöhnlich war nämlich ein Preis auf die Häupter Peters und Pauls ausgesetzt worden, in Folge dessen sie nach zwei Tagen in äußerster Zerrüttung ihrer Pelztoilette und sichtbarer sittlicher Verwilderung zu ihren Herrinnen gebracht wurden. Nur zu gut war dem teuflischen Wermuth sein Plan kätzlicher Demoralisation gelungen. Peter und Paul waren in der kurzen Zeit dergestalt verwildert worden, daß sie ihre Näpfe ungeschickter Weise vom Tische warfen, eine Braunschweiger Wurst aus der Speisekammer stahlen und auf dem neuen Teppich vor dem Sopha in der Putzstube verzehrten. Nur eine anständige Familie, in der ein Sohn eine Kasse bestiehlt und verhaftet wird, kann sich einem ähnlichen Kummer hingeben, wie die schwer gekränkten Damen.

Betrachten wir nun die Stellung des geplagten Dandy, Mitgliedes der Familie des Kanzleisekretärs, zu der diabolischen Philosophie des Herrn Wermuth, so war sie keineswegs beneidenswerth. Der denkende, aber wie wir annehmen müssen, mit den Grundsätzen eines feinen Cynismus durchaus nicht einverstandene Mann haßte Dandy vielleicht noch mehr, als Peter und Paul. Es hatte den Anschein, als ob die beiden Kater sich seine feindselige

Gesinnung eingeprägt und ihn nach Kräften vermieden; Dandy hingegen versuchte, gleich allen verwöhnten Kötern, Widerstand zu leisten. Der Kanzeleisekretär und seine Familie waren reinlicher Natur und hielten auch ihren Dandy dazu an, ohne daß sie sich jedoch glücklicher Erziehungsresultate erfreuen konnten. Zwar wurde Dandy täglich zweimal die Treppen hinabgeschickt, um möglichst regelmäßig auf der Straße das zu deponiren, was mit der Sauberkeit eines neuen Berliner Hauses unvereinbar ist, allein nicht immer gelang es ihm, seine Pflicht im Freien zu erfüllen. War bei windigem oder regnerischem Wetter die Hausthür geschlossen, so trug Dandy kein Bedenken, den Regungen der Natur auf der Treppe zu gehorsamen, und dann mit leichtem Herzen laut bellend wieder heimzukehren. Daran nahm nun aber Herr Wermuth, ein Mann von feinen Sitten, gerechten Anstoß, und trachtete danach, Dandy zunächst gewähltere Manieren beizubringen. Leider ging er dabei nicht nach geregelten Ansichten zu Werke, welche in der Erziehung der Kinder und Hunde unumgänglich nothwendig sind. Er suchte nur blindlings einzuschüchtern, aber nicht zu belehren. Wenn Dandy um die neunte Morgenstunde und kurz vor Einbruch der Abenddämmerung die Treppe hinabtänzelte und im ersten Stockwerk anlangte, trat Herr Wermuth rasch aus seiner Thür hervor. Auch trat er nicht mit leeren Händen hervor; er trug vielmehr einen etwas abgenutzten Strauchbesen, der eben deshalb zu thätlichen Demonstrationen sehr geeignet war, in der starken Rechten. Mit diesem Reinlichkeitswerkzeuge versetzte er seinem Feinde so viele Streiche, als

er ihm in der Geschwindigkeit beibringen konnte, und stieß zugleich ein eigenthümliches Kriegsgeheul aus, welches auf das Nervensystem Dandy's verletzender einzuwirken schien, als die täglichen Streiche. Anfangs war die Köchin der Familie oben am Treppenrande erschienen und hatte den Schwergetroffenen durch freundlichen Zuruf zu beruhigen versucht, da Herr Wermuth jedoch darauf keine Rücksicht nahm, blieb dem Kanzeleisekretär und den Seinigen nichts anderes übrig, als Dandy täglich zweimal hinabzubegleiten.

Aber selbst diese defensiven Maßregeln vermochten nicht, den geplagten Dandy zu schützen. Oft passirte er mit seiner Escorte den schrecklichen Engpaß zwischen der Thür des Herrn Wermuth und der Treppe des zweiten Stockwerks, Alles schien ruhig, der Verfolger nicht auf seinem gewohnten Posten zu sein, und die Köchin glaubte ungehindert ein wenig mit befreundeten Damen der Nachbarschaft plaudern zu können. Wenn dann der leichtsinnige Dandy ein wenig auf der Straße und im Hause umherstöberte, traf ihn aus heiterer Höhe plötzlich, gleich einem Blitzstrahl des griechischen Zeus, ein Wurf mit dem Stumpf des Strauchbesens, und entsetzt floh der Verfolgte zum Hause hinaus, oder die Treppe hinauf.

Am Tage nach der angeführten ernsthaften Unterredung mit dem Wirthe, Herrn Braun, beschloß der Kanzeleisekretär, selber seinem vierfüßigen Herzblatte als militärische Bedeckung zu dienen, und nöthigenfalls die gesammte Angelegenheit endlich zum Spruche zu bringen. Um neun Uhr stiegen Beide, der Herr und der Hund selbander, die Treppe hinab. Tiefer Friede wehte um die Pforte des

Herrn Wermuth, ahnte er, daß der Gebieter selber den Getreuen geleitete, oder las er in seinen humoristischen Büchern; genug, die Wohnung lag in wahrem Todesschweigen da. Wie wenig kannte der Kanzeleisekretär diesen verstockten Charakter, wie richtig urtheilte dagegen Dandy, wenn er stehen blieb, den Schwanz einlegte, etwas seitwärts chassirte, aber durch die Gegenwart des Herrn ermuthigt, ein heiseres Knurren gegen ein kleines rundes Loch in der Thür erhob, durch das man allerdings ein funkelndes Auge erblicken konnte. Dieses Loch war eines jener bekannten Berliner Sicherheitsventile, durch welches vorsichtige Menschen Abends unbemerkt nach unwillkommenem Besuche oder verdächtigen Personen ausschauen, und dann nicht öffnen. Argwöhnisch blieb der Kanzleisekretär stehen, alsbald that sich auch die Thür auf, und Herr Wermuth, diesmal nicht mit dem Strauchbesen, sondern mit einer Peitsche bewaffnet, trat vor, grüßte mit ernsten Mienen und sagte: „Mir sehr angenehm, Herr Kanzeleisekretär, daß ich Sie selber sprechen kann!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Büreaudule trotzig und gespannt.

„Mir, mit gar nichts, aber Ihrem Hunde mit einer Tracht Prügel!“ antwortete Herr Wermuth trocken und hielt dem Opponenten die Peitsche hin.

„Und weshalb sollte ich meinen Hund züchtigen?“

„Weil ich gestern auf der Treppe wieder eine Portion Enzian gefunden habe!“ rief Herr Wermuth mit Unheil verkündender Stimme.

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Weißen Enzian habe ich gesagt — verstehen Sie noch nicht?“

„Erklären Sie sich näher, mein Herr. Was geht mich, was geht meinen Hund Ihr weißer Enzian an?“

„Hat man je einen so unschuldigen Herrn gesehen! Hält sich einen Hund und weiß nicht, was weißer Enzian ist! Ersparen Sie mir diese Erklärung, aber gehen Sie dem guten Thierchen nach und überzeugen Sie sich, daß es mitten auf der Treppe vor aller Augen für die Quarkapotheke des vorigen Jahrhunderts sorgt. Ich sage zum letzten Male, daß ich ein ferneres derartiges Betragen Ihres Hundes nicht leide!“

„Ich kann — das werden Sie begreifen, Herr Wermuth — keine Controlle in diesem schwierigen Punkte ausüben!“

„Sie sind der Herr des Hundes —“

„Ich halte ihn nur zu meinem Vergnügen!“

„Aber wider den Contract — da — da — überzeugen Sie sich selbst! auf meiner Treppe, über welche ich Abends, ehe die Gaslaterne im Flur angezündet worden, im Dunkeln gehen, die ich an jedem Sonnabend für mein Geld scheuern lassen muß!“ Hier überwältigte der Jähzorn Herrn Wermuth, er sprang neben dem Kanzeleisekretär vorbei und verabreichte Dandy mehrere Jagdhiebe im klassischen Style, der ihm durch lange Uebung eigen geworden war.

Der Kanzeleisekretär überlegte, ob er sich seines Regenschirmes zu einem gleichen aggressiven Werke bedienen solle, stand als schwächerer Mann indessen davon ab, und sagte

nur mit vornehmer Miene: „Wenn ich Zeugen dieses Auftrittes hätte, so würde ich Sie verklagen, allein ich werde Ihre Tyrannei gegen das arme Thier noch härter bestrafen, ich werde bei dem Vereine gegen Thierquälerei Klage führen! Ihr Name soll als Nero und Caligula der Hunde in allen Zeitungen gebrandmarkt werden!"

„Thun Sie das, mein Herr, dann werde ich an demselben Tage einen öffentlichen Aufruf in den Blättern erlassen und alle Hunde- und Katzenfeinde einladen, mit mir einen Verein gegen Menschenquälerei durch Thiere zu bilden. O, der Verein wird groß werden."

„Rechnen Sie nicht darauf. Sie erinnern sich wohl jenes verblendeten Wirthes vor dem Anhaltischen Thore, der den Gästen verbieten wollte, ihre Hunde in das Lokal mitzubringen. Was war die Folge? Sobald er seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, eilten die jungen Herren in Wagen, zu Roß und zu Fuß herbei. Alle brachten Hunde mit und es fand ein Beißen der Spielarten statt, von dem die Nachtwächter des Reviers noch heute erzählen! Die Zahl der Hundefeinde in Berlin ist nicht so groß, als Sie glauben."

„Meinetwegen, wenn ich keine Gesinnungsgenossen finde, wenn ich, wie Wallenstein, allen Hunden gegenüber als ein entlaubter Stamm dastehen soll, werde ich mir schon zu helfen wissen; im Marke lebt die schaffende Gewalt. Ich brauche nicht, aus Gefälligkeit gegen die anderen Miether, meine Nächte durch das Blaffen Ihres Köters stören zu lassen, mir die Ohren bei dem Miauen verliebter Katzen zuzuhalten, es giebt noch andere Mittel, vegetabi-

Digitized by Google

lische oder mineralische Mittel! Es kommt Alles auf Eins heraus. Abgewöhnen werde ich Ihrem Hunde die Unsauberkeit nicht, aber das sage ich Ihnen, bewachen Sie gut, was er frißt. Solche Hunde werden leicht unwohl, wenn sie im ganzen Hause umherstreifen, und sterben in den besten Jahren. Hüten Sie, bewachen Sie Ihren Hund!"

Der Kanzeleisekretär stand bei dieser niederträchtigen Drohung starr wie eine Salzsäule da, im zweiten Stock hörte man aber einen Jammerschrei und die Damen von Pritzelwitz stürzten in höchster Aufregung die Treppe herunter. „Wo ist die Polizei? Wo ist der Wirth? Herr Braun! Herr Braun!" „Er will Dandy — er will Peter und Paul etwas aufstellen!"

Die Situation schien für Herrn Wermuth bedenklich zu werden; es waren gerichtliche Zeugen in der gehörigen Anzahl vorhanden; persönlich befand er sich in einer gefahrvollen Minorität. Da ließ sich ein fester Tritt im Erdgeschoß vernehmen. Herr Braun, der Wirth, legte sich ins Mittel. „Wollen die Herrschaften nicht Ihre Sache in meiner Wohnung ausfechten?" sagte der weise Mann, „die Leute bleiben sonst auf der Straße stehen."

Die Ruhe des Mannes imponirte den handelnden Personen des Berliner Stilllebens. Sie begaben sich in die Wohnung des Wirthes, und die Friedenspräliminarien begannen unter dem Vorsitze des Herrn Braun. Selbst den bestunterrichteten ältesten Correspondenten gelingt es meistens nicht, hinter die Geheimnisse der Friedenscongresse zu kommen, auch wir schweben deshalb im Dunkeln über die Unterhandlungen, die kämpfenden Parteien schlossen

aber fast eben so rasch Frieden, als die großmächtigen Herren von Villafranca. Die Bedingungen desselben werden vorläufig noch geheim gehalten, allein der Stiefelputzer des Herrn Wermuth will aus dem Verschluß eines Schächtelchens mit pulverisirten Krähenaugen, aus der Bestellung zweier Möbelwagen von Seiten des Kanzeleisekretärs und der Damen Pritzelwitz errathen haben, daß Dandy, Peter und Paul noch am Leben sind, aber am 1. Januar die Lombardei völlig räumen werden.

XVI.

Von der Redefreiheit.

Schon in alten Zeiten haben die verschiedenartigsten Helden und Dynastieen, denen an der Behauptung ihrer Macht viel gelegen war, darüber nachgedacht, ob es besser sei, den Menschen die Veröffentlichung ihrer Gedanken durch Rede und Schrift frei zu gestatten, als sie durch verschiedenartige Mittel zu veranlassen, dieselben bei sich zu behalten.

Allmälig hat dann die Erfahrung gelehrt, daß letzteres Verfahren früher oder später bedenkliche Folgen mit sich bringt und stets die entgegengesetzten Resultate hervorruft, welche die Gewalthaber erzielen wollten. Sicherlich würden die Werke des Tacitus nicht von diesem furchtbaren Hasse gegen die Tyrannen überströmen, hätte Domitian

nicht gegen die Schriftsteller seiner Regierung so gewüthet und dem unsterblichen Historiker selber nicht ein nothgedrungenes Schweigen auferlegt, und ohne Zweifel würde, um ein Beispiel aus der neueren Geschichte aufzuführen, Papageno in der Zauberflöte ungleich bessere Witze und weniger Dummheiten machen, wenn seine Geisteskräfte nicht gleich am Anfange der Oper durch das, ihm von den drei Damen vor den Mund gehängte Schloß, für immer zerrüttet worden wären.

Wir wollen nicht jene Redefreiheit, welche übervorsichtigen Behörden in allen Jahrhunderten so viel zu schaffen gemacht hat, als Gegenstand unserer Besprechung wählen, sondern nur die gesellschaftliche Redefreiheit, über deren bedenkliche Seiten Betrachtungen anzustellen, auch dem unpolitischen Schriftsteller und Privatmanne nicht gänzlich verwehrt werden kann.

Zunächst muß als unumstößliche Thatsache festgestellt werden, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen eine ebenso große Scheu davor trägt, ihre Gedanken schriftlich aufzuzeichnen, als sie leichtsinnig genug stets nur allzu bereit ist, sie mündlich zum Besten zu geben. Diese unliebsame Thatsache ist doppelt merkwürdig, da die Weisen vor und nach Christi Geburt, beschnittene und unbeschnittene, Anbeter von Buddha oder Mahomed, Philosophen des Orients und Occidents, Dichter und Prosaiker, sich befleißigt haben, den Redseligen nachdrücklich einzuschärfen, daß sie ihre Zunge niemals mißbrauchen sollen.

Nichts wäre leichter, als aus Büchern oder aus der Erinnerung eine Menge pikanter Citate beizubringen, um

vorstehenden Satz zu erhärten, allein es mag genügen, nur eine Stelle aus dem hochgeschätzten und Jedermann zugänglichen Werke des biblischen Essayisten Sirach beizubringen, worin er sagt: „Sei beständig in deinem Wort und bleibe bei einerlei Rede. Sei bereit zu hören und antworte, was Recht ist, und übereile dich nicht. Verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten, wo nicht, so halte dein Maul zu. Denn Reden bringet Ehre, und Reden bringet auch Schande, und den Menschen fället seine eigene Zunge."

Da wir Erdgeborenen nun einmal auf den Umgang mit unseres Gleichen angewiesen sind, so hat wohl Jeder im Laufe seines Lebens die traurige Beobachtung gemacht, wie wenig vorstehende goldene Regeln des guten Sirach beachtet werden, und auf welche freche Weise man ihnen täglich Hohn spricht. Keine der irdischen Creaturen mißbraucht irgend eine der ihnen von der Natur verliehenen Functionen dergestalt, als der Mensch die Gabe der Rede. Von beiden Geschlechtern wird jede Gelegenheit, den lieben Nächsten mit verwirrtem Geschwätz zu behelligen, auf das freudigste ergriffen, und das weibliche Geschlecht entwickelt sogar ein solches Bedürfniß nach Redefreiheit, daß auch in den kleinsten Versammlungen immer mehrere Individuen zu gleicher Zeit sprechen, ohne zu bedenken, wie arg dadurch die Hörfreiheit der übrigen Anwesenden verkürzt wird.

Es ist nun aber nicht anzunehmen, daß es in den Absichten der Natur gelegen haben kann, dem Menschen eine unbegrenzte Redefreiheit zu gönnen. Denn obgleich zwi-

schen ihm und der Thierwelt in dieser Hinsicht ein dicker Strich gezogen ist, scheint es doch wahrscheinlich, daß viele Millionen von Personen wohlthäten, gemeinhin dem Beispiele aller Thiere zu folgen, und den Schatz ihrer Gedanken sorglich unter stummer strenger Obhut zu behalten. Vergleichen wir ferner das geregelte Leben vieler wilden Thiere des Feldes und Waldes, und ihr sichtbares Gedeihen bei demselben, so müssen wir schmerzlich bedauern, daß die Natur ihnen die Redegabe versagt, und dieselbe weit unwürdiger lebenden, menschlichen Geschöpfen verliehen hat. Gewiß wären die Beobachtungen, welche uns jene mäßigen und armen Geschöpfe aus ihrem Leben mittheilen würden, weit lehrreicher und nützlicher, anregender und unterhaltender, als die heillosen Redensarten und bösartigen Klätschereien der sogenannten guten Gesellschaft.

Die Räthsel der Natur können nur mühsam errathen werden, und so ist es wohl nur eine gewagte Vermuthung, daß noch eine lange Reihe von menschlichen Wesen, obgleich ihre Sprachwerkzeuge richtig und vollständig ausgebildet sind, eigentlich nicht zur fortwährenden Anwendung derselben berufen ist, sondern durch verständig beschränkende Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft daran möglichst verhindert werden muß.

In den Schulen finden wir bereits das vergegenwärtigt, was uns als ein leider unerreichbares Ideal der Umgangsformen Erwachsener vorschwebt. Hier sehen wir eine beträchtliche Anzahl menschlicher, aber freilich noch unerwachsener Wesen unter der Obhut des Schulmeisters auf harten Bänken unter dem Zwange sitzen, nicht allein den Mund geschlossen,

sondern auch ihre Gedanken auf einen, vom Schulmeister angegebenen Punkt gerichtet zu halten. Der Gebrauch der Redefreiheit, die hier durchaus charakteristisch mit dem etwas wegwerfenden Ausdruck „plaudern" bezeichnet wird, ist so streng verboten, daß der ungesetzliche und heimliche Redner (Plauderer) einer Steigerung verschiedenartiger Strafen sich ausgesetzt sieht. Offenbar waltet hier die Absicht des Despoten, nur das zur Sache Gehörige laut reden zu lassen, alles Ungehörige aber selbst gewaltsam niederzuhalten. Das Gespräch der meisten Erwachsenen, welches leider von keinem Schulmeister überwacht wird, beschäftigt sich hingegen meistens nur mit dem Ungehörigen und gleicht den Lese- und Schreibebüchern ungezogener Schüler, auf deren Blättern wir neben einem geringen vernünftigen Text eine kaum übersehbare Menge garstiger Kleckse, schmutziger Zerrbilder und nichtsnutziger Bemerkungen erblicken.

Welche Vorkehrungen ergreifen wir nun, um die zum Reden nicht Berufenen, die sogenannten Producenten der „mündlichen Maculatur" zum Schweigen und zur möglichen Einkehr in sich selbst zu veranlassen. In einem Lande politischer Freiheit von Zwangsmaßregeln, etwa von richterlich verordneten Pechpflastern queer über den Mund zu reden, wäre niedrig und lächerlich; nur im heiteren Wege der Verbrüderung kann eine endliche Abhilfe angebahnt werden.

Wenn eine Redefreiheit besteht, muß es neben ihr auch eine Schweigefreiheit geben, mit andern Worten, es muß Jedem freistehen, zu fragen, und dem Andern,

nicht zu antworten. Wir glauben, daß in der Praxis schon unendlich viel gegen die unbegrenzte Redefreiheit, diesen Meuchelmord guter Gedanken, gethan wird, wenn von allen Personen, in deren Gehirn sich etwas eigenthümlich Geistiges regt, eine Association des Schweigens gebildet wird. Die Mitglieder derselben hätten sich zu verpflichten, mit keinem Individuum, das im Gespräch Liederlichkeit der Gedanken, Unsauberkeit der Empfindungen, Schwäche in der Logik und beträchtliche Lücken in der Bildung verräth, die Unterhaltung fortzusetzen, sondern unverzüglich den Mund zu schließen und sich durch nichts bewegen zu lassen, das Gespräch weiter fortzusetzen. Da sie natürlich ihre Statuten veröffentlichen müßten, so würden dieselben in weiten Kreisen besprochen und bekannt werden, so daß Jeder, dem man im Gespräch plötzlich keine Antwort mehr ertheilte, sofort wüßte, welche Meinung er von seinen Fähigkeiten in der Gesellschaft verbreitete. Gewiß würde eine solche Association einen Schrecken, wie die Vehmgerichte auf rother Erde, in unserer schnell- und leichtfertigen Gesellschaft erregen, und zunächst eine Menge der ärgsten Schwätzer und Zankböcke veranlassen, ihre Worte ein wenig zu sichten, ehe sie dieselben aus dem Gehege der Zähne entlassen.

So sicher sich dieses immer noch leidlich höfliche Mittel im Umgange bewähren würde, und so oft es in Einzelfällen bereits von vielen Gegnern der unbeschränkten Redefreiheit eifrig angewendet worden ist; gehört es doch nur zu den indirecten Maßregeln. Träte eine andere Association auf, die freilich nicht allein gut mit Degen und

Pistole umzugehen verstehen, sondern auch sich entschließen müßte, für hohes Honorar mehrere geschickte Rechtsanwalte zu besolden, direct gegen die Redefreiheit auf; sie könnte unendlich viel Gutes wirken, und in wenigen Tagen, mit einem Schlage etwas erreichen, wozu die indirecte Association der Schweigenden, Monate und Jahre brauchte.

Wir stellen uns die letztgenannte Association als einen gewissermaßen wissenschaftlichen Verein vor, der sich nach vierzehn Tagen oder vier Wochen in einem bestimmten Lokale versammelt, eine Registratur, Bibliothek und Kasse besitzt, und seinen Vorstand durch Abstimmung wählt. Mitglied wird man, sobald durch eine gedankenvolle Unterhaltung mit dem Präsidenten und Comité bewiesen ist, daß der Neueintretende die gebührende Hochachtung vor einem maßvollen Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge hat. Die Thätigkeit des Vereines wäre eine doppelte. Einmal hätte er in seinen geselligen Zusammenkünften für die beste und geistvollste Anwendung der Sprache Sorge zu tragen und zu diesem Zwecke neue Mitglieder anzuwerben, zweitens aber, und dieses wäre das Wichtigste, außerhalb des Vereines gefährlich schwatzhafte Personen durch die sittliche Macht der Ueberzeugung zum Schweigen zu bringen.

Der Verein hätte also draußen im Leben die Mission, namentlich alle Individuen von einigem Ansehen, welche im Parlamente, in Bürgerversammlungen, bei Grundsteinlegungen und Einweihungen, auf Jubiläen und Festessen, geschlagenen Unsinn reden und dito Toaste ausbringen, also der Mehrzahl öffentlich ein böses Beispiel geben, von

diesem Mißbrauch der Rede abzubringen, und auf die nothwendigsten Redeübungen im Kreise ihrer lieben Angehörigen einzuschränken. Niemand wird sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens verhehlen. Es gehören dazu ungewöhnliche Geisteskräfte, ein nicht gemeiner Enthusiasmus für die menschliche Genossenschaft, eine seltene Ueberredungsgabe und eine imposante Persönlichkeit, welche neben vieler Achtung auch einige Furcht einzuflößen versteht. Denn in den Organen der Sprache des Menschen ist eben so viel Unwillkürliches, Unfreiwilliges und von den Entscheidungen des Intellektes Unabhängiges, das durch moralische Gewalt eines Dritten gebändigt werden muß, wie in der krassen Willkürherrschaft des sphincter ani, wovon sich wohl jeder einmal in seinem Leben mit gerechtem Entsetzen überzeugt haben wird.

Um das einzuschlagende Verfahren ein wenig näher anzudeuten, hätten sich z. B. nach einem abscheulichen Geschwätz auf der Tribüne des Parlamentes, oder nach einer elenden Nachmittagspredigt, nach einem albernen Toaste, oder nach einer hirnverbrannten Rede bei einer Grundsteinlegung, mehrere einflußreiche Mitglieder der Association in schwarzer Galatracht oder in Uniform, um Mitternacht zu dem Schuldigen zu begeben, und ihn bei dem Andenken seiner Vorfahren, bei den Häuptern seines Weibes und seiner Kleinen, bei seiner Liebe zum Vaterlande und Könige, mit Thränen im Auge zu beschwören, von seinem unheilvollen Beginnen *laut zu reden* künftig abzulassen, und den Gesetzen der Logik, dem guten Geschmack und allen durch Erfahrung festgestellten Wahrheiten, sowie dem

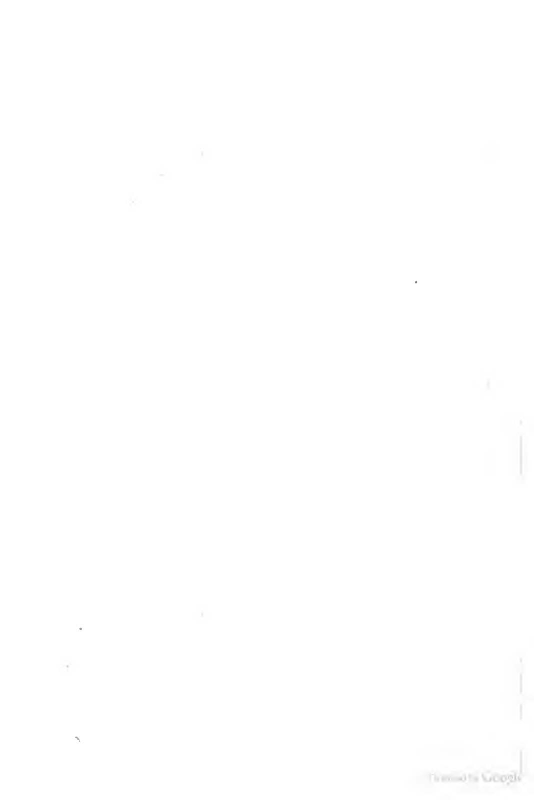
Verlangen der Nebenmenschen nach einiger Neuheit, oder doch Abwechselung in geistigen Angelegenheiten, nicht fernerhin vermessen Trotz bieten zu wollen. Diese Aufforderung müßte, in die ernsthaftesten Worte gekleidet, einem jener Stürme auf das Gemüth gleichen, deren sich erfahrene Criminalisten bedienen, um hartnäckige Verbrecher zum Geständniß zu bringen. Gewiß würde eine aus geistig bedeutenden Mitgliedern bestehende Commission in vielen Fällen ihren sittlichen Zweck erreichen, und den Unglücklichen bewegen, über sich selber nachzudenken und in Zukunft wenigstens nicht in's Blaue hineinzureden, wenn er nicht gar vor seiner bisherigen Verblendung zurückbebt und sich fortan in das lieblichste Schweigen hüllt. Daß es an Duellen und gerichtlichen Klagen von Seiten einiger, durch solche Zumuthungen schwer beleidigten Redner nicht fehlen wird, läßt sich voraussehen, da jedoch die Menschheit um geringerer Dinge willen täglich eben so hart an einander zu gerathen pflegt, darf die Association sich durch diese gewissenhafte Rücksicht nicht von ihrer Arbeit an der Hebung unseres Geschlechtes abhalten lassen. Schließlich führen wir einen ungemein lehrreichen Fall aus unserer eigenen Erfahrung an, der besser als lange Auseinandersetzungen geeignet ist, zu zeigen, wie verschiedenartig man auf das menschliche Gemüth einzuwirken suchen muß, um solche löblichen Zwecke auf Erden zu erreichen.

Den Verfasser dieses Aufsatzes hatte schon Jahre lang in einer kleinen Gesellschaft, die er von Zeit zu Zeit besuchte, ein Mann geärgert, der nur den Mund aufthat, um etwas Einfältiges zu sagen, oder eine Geschichte aus

seinem Leben zu erzählen, die ihm offenbar Schande machte. Das Exemplar bestätigte glänzend die Behauptung eines neueren Philosophen, daß keine hervorragende Gabe von Dummheit, ohne eine entsprechende Mitgift von Schlechtigkeit vorzukommen pflege. Am passendsten wäre es gewesen, den Mann hinauszuwerfen, allein er besaß jenen Talisman, vor dem heute selbst die Gewalt der Fürsten zurückbebt: Geld, viel Geld. Bei seiner Unerträglichkeit mußte er also wenigstens unschädlich gemacht, geistig amortisirt werden. An einem lieblichen Sommerabende trat ich einen langsamen Spaziergang mit ihm an, und verwickelte ihn in ein Gespräch über die verschiedenen Lebensaufgaben der Menschen. Ich setzte ihm auseinander, daß dem reichen Manne, nachdem er vielen seiner Nächsten in den besten Jahren der Wirksamkeit das Fell über die Ohren gezogen und Schätze aufgehäuft habe, nichts mehr zieme, als von einer einsamen Höhe der Betrachtung aus, auf die Welt hinabzublicken. Dazu sei aber erforderlich, daß er das tiefste Schweigen beobachte. Die Masse des erworbenen Vermögens lasse darauf schließen, daß der Besitzer außerordentliche Anstrengungen in Rede und Schrift gemacht habe, um sich diese hohen Werthe anzueignen, daher werde es Niemand dem reichen Manne verargen, wenn er sich ausgesprochen habe, und um geringerer Dinge wegen, als edles Gold, den Mund nicht mehr aufthue. Ein so reicher Mann müsse als Denkmal seiner arbeitsamen Vergangenheit, gleich einer erhabenen stummen Bildsäule dastehen, die Gegenwart keines Wortes mehr würdigen, und den Mund nur noch zum Kauen aufthun und bewegen.

Meine gelassene und schmeichelhafte Auseinandersetzung imponirte dem Wichte so gewaltig, daß er noch an demselben Abende gravitätisch verstummte, und uns nie wieder durch seine widerlichen Reden gestört hat. Jetzt sitzt er gleich einem ausgestopften Puppenbalge im Kreise, qualmt seine Cigarre und begnügt sich mit einem bejahenden Nicken oder Schütteln des Kopfes; das Recept gegen die Redefreiheit hat sich an ihm herrlich bewährt.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichniß.

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google